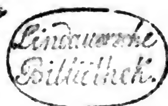


Novellen

von

August Becker,

Verfasser des „Jungfriedel.“



Pesth,

Verlag von Gustav Heckenast.

1856.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Als ich vorliegende „Novellen“ nach vollendetem Drucke wieder vor mir liegen sah, überkamen mich eigenthümliche Gefühle, denen ähnlich, welche man in der Erinnerung an jugendliche Übereilungen empfindet, zu welchen sich Freuden und Angenehmlichkeiten gesellten. Man weiß dabei nicht, ob man sich des Geschehenen heimlich freuen oder es bedauern soll. Und solche Gefühle überkommen mich heute, wo ich Erzählungen ein Begleitschreiben mitgeben soll, die vor sechs Jahren — von 1849 bis 1850 — entstanden, über deren Werth ich jetzt zweifelhafter als je geworden bin, und die mir nun in dem eleganten, schmucken Gewand, das ihnen der Verleger und Drucker gegeben, fast befremdlich entgegen treten.

Doch, wenn auch Darstellungsart und Anschauungsweise sich bei dem Verfasser seitdem wesentlich geändert haben, wenn ich mit manchen größeren Arbeiten beschäftigt nicht mehr mit der glücklichen Unbewußtheit zu schaffen vermag und die Selbstkritik stets strenger dem Drange zum Schreiben folgt, so tragen diese Jugendarbeiten dennoch ganz und gar das charakteristische Gepräge meiner literarischen Individualität, wie sie sich nun einmal auch vor dem großen Publikum herausbilden muß. Darum sollen sie auch in ihrer ursprüng-

lichen Gestalt hervortreten, so wie sie im Augenblicke des Schaffens entstanden sind, ohne neuere Feile oder eine den kritischen und ästhetischen Anforderungen genügendere Umarbeitung, zu der ich mich schon einmal entschlossen hatte. Indem sie für ihre Gebrechen und Mängel selbst eintreten müssen, mögen sie als Vorläufer von Größerem und wohl auch Besserem, das der Veröffentlichung harrt, gelten; und berechtigen sie, so wie sie sind, zu der Erwartung von künftigem Guten und vermögen sie das Verlangen darnach, wenn auch nur leise, zu erregen, so ist der Zweck ihrer Herausgabe erfüllt.

Dieser Band enthält „culturgeschichtliche" Erzählungen (wenn man will,) vom Überrhein, Dorfgeschichten aus meiner Heimath, dem Theile der bayerischen Rheinpfalz, der unmittelbar an das Elsaß grenzt. Auch die Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege spielt dorten, während „Hanns Rösselmann" nach dem Oberelsaß verlegt ist und einen Stoff aus den Zeiten der Begründung deutscher Städtefreiheit behandelt. Was hier in kleinen, unbestimmten Zügen gehalten ist — heutiges und altdeutsches Volksleben — wird später in größeren, farbenreicheren Bildern dem Publikum geboten werden. — Das Volksleben in meiner schönen Heimath hat noch gar viel Ursprüngliches und Charakteristisches aus früheren Perioden durch alle die Weltstürme, welche sich gerade dorten stets mit voller Macht entluden, für unsere alles nivellirende Zeit gerettet. Und nicht nur die Berge mit ihren zerbrochenen Schlössern, die Sitten und Gebräuche, die Sagen und Überlieferungen, sondern gar viele Ruinen unter den Menschen selbst wissen von der „schönen" alten Zeit zu reden. Dorten an der Grenze von Frankreich sind noch die Geschicke der Menschen von jeher im engen Zusammenhange mit denen der Helden der Zeit gestanden und in den Schicksalen jeder einzelnen Familie spiegelt sich ein Stück Weltgeschichte. Wenn das aus diesen harmlosen Erzählun-

gen nicht so hervortritt, wie es hervortreten müßte, wenn sie heute geschrieben würden, so liegt das eben an der Zeit ihrer Entstehung, wo mir dieses wichtige und dem Novellisten so zweckdienliche Element noch nicht ganz zur Bewußtheit gekommen war.

Ähnliches ließe sich über die historischen Erzählungen sagen. Sie enthalten für mich nicht mehr ganz Genügendes über das Treiben und Leben einer vergangenen Zeit, wie es besonders das Elsaß auszeichnete, wo heute noch von der Politik abgesehen sich deutsches Sinnen und Denken, deutsche Sitte und Art reiner erhalten haben, als in den meisten Gauen des großen Mutterlandes. — Im Besonderen will mir bedünken, daß auch im späteren Mittelalter das Schwergewicht unserer Geschichte sowohl in politischer als rein socialer und geistiger Hinsicht in den Städten und dem freien Bürgerstande lag, wenn dieses auch von unseren Historikern übersehen werden sollte. Dem wird dies gewiß als eine Wahrheit erscheinen, der sich nicht mit der subjectiven Geschichtschreibung begnügt, sondern selbst sich mit den Chroniken, Urkunden und all' den Quellenwerken ernstlich beschäftigt hat. Gewiß ist es keine unwürdige Aufgabe der Novellistik in freier, künstlerischer Auffassung und Gestaltung auf dem großen historischen Grunde selbsterfundene oder aus der Specialgeschichte geholte Figuren hervorzuzaubern, welche im Gegensatz zu der verblasenen und verblaßten Romantik vergangener Tage ein wirkliches und doch poetisches Bild früherer Tage und Zeiten geben, — ein Bild, das uns nicht fremd anmuthet, sondern im Grundcharakter unsers Volkes ruhend, nach bestimmten Analogieen auch die Bedürfnisse und das Wollen unserer Zeit künstlerisch zu veranschaulichen weiß. Denn nicht das blos unserer Zeit Widersprechende und von ihr Unverstandene und Unempfundene kann in dieser Aufgabe liegen, sondern das Gleichartige wird uns ansprechen und um so mehr wenn

es im Contrast und im Kampf mit den ungleichartigen Elementen gezeigt wird.

Jedoch darüber Hoffnungen, Wünsche und Ansichten auszusprechen ist weder für jetzt unsere Aufgabe, noch hier der Ort, und letzteres um so weniger, als vorliegende Novellen den gestellten Anforderungen nur im allerkleinsten Maße genügen dürften. Und darum keine weiteren Empfehlungs- oder Entschuldigungsgründe für sie, — mögen sie für sich selber sprechen, sich wo möglich Freunde und jenachdem sie's verdienen auch ehrliche Feinde erwerben. An den grünen Wasgaubergen überm Rheine empfunden, in München an der Isar geschrieben, zu Leipzig an der Pleiße gedruckt und zu Pesth in Ungarn verlegt mögen sie nur noch an allen zwischenliegenden Orten gelesen werden, so ist ihre Herausgabe vollständig gerechtfertigt.

München im Juny 1856.

A. B.

Inhalt.

Des Schulzen Fritz.

Da haben wir's wieder geseh'n,
Was falsche Liebe nit thut!

Volkslied.



„Denk' an 's Schulzen Fritz!" sagt man noch heute, wenn sich ein junger Bursche im Dorfe in seiner Liebe ein Bischen „versteigt," und das will dann ebensoviel sagen, als was es in dem Liede heißt: „Steh' ab von deiner Liebe, 's ist Alles doch umsonst!" Oder noch mehr will es sagen, das wissen die Leute aus dem Dorfe, das sich drüben so traulich hinter die Kornfelder versteckt, recht gut, denn die Geschichte von des Schulzen Fritz ist leider eine sehr traurige, und Mancher mag sich ein Exempel daran nehmen. —

1.

Jene Zeiten, wo der alte Schulz im Dorfe waltete und schaltete, sind schon längst vorbei; der hat seine Herrlichkeit, die mit dem alten „Churpfalz Gott erhalt's!" in der französischen Revolution zu Ende ging, nicht lange überlebt, und hinterließ seiner Tochter, der Schulzensusel, wie sie im Dorfe heißt, was er noch bei seinem Tode sein nennen durfte; und das war ein Haus am großen Brunnen, ziemlich viel an Wald und Weinbergen, Wiesen und Ackerfeld, und nicht wenig an Schulden. Nicht lange vor seinem

Tode hatte er noch seiner Tochter einen Mann gegeben; der hatte auch die beste Art, die Schuld zu vergrößern und die Güter zu verringern; war dabei sonst noch ein Leichtfuß, fragte nichts nach den leisen Ermahnungen der guten Susel — oder erwiederte sie mit zornigen Reden und machte so der Armen das Leben recht sauer. Das war im ganzen Dorfe bekannt, und man bedauerte die Schulzensusel recht sehr, denn sie war gut gegen Jedermann, nur zu gut! Man wußte darum nicht, ob man's für ein Unglück ansehen sollte, als ihr der lüderliche Mann mitten in einem gewaltigen, seit Wochen anhaltenden Rausche wegstarb. Nun wohnte die Schulzensusel mit ihrem Kinde und einer alten Magd, der Liese, allein in dem großen Hause am Brunnen, aber auf nicht gar lange mehr. —

Heute ist ein gewaltiger Lärm im Hause. Der krumme Itzig, an welchem der alte Schulz und sein Tochtermann tüchtig hingen, läßt mit andern Gläubigern Alles, was noch von dem Vermögen des alten Schulzen übrig ist, versteigern. Die Stube ist gepfropft voll Kauflustiger; auch der alte Jergmichel, dessen Schwester noch jetzt in dem Hause diente, von welchem er während seiner eigenen langen Dienstzeit so viel Gutes erfahren hatte, stand unter den Steigerern und suchte so viel von dem Hausgeräthe an sich zu bringen, als nur immer thunlich war. Wie war dem treuen Alten in diesem Augenblicke so schwer um's Herz! Das hatte er nie gedacht, daß es noch so weit kommen müsse mit der Schulzensusel. Eben wurde das Haus ausgeboten, als ein kleiner Bube sich durch die Leute drängte und sich

dann zwischen die Kniee des alten Jergmichel stellte; mit kindischer, unverständiger Freude horchte er des Ausbieters: „Wer bietet mehr? Niemand besser?" und die vielen Leute im Hause gewährten dem Kleinen eine noch nie gehabte Unterhaltung. Mancher mitleidvolle Blick richtete sich jetzt auf des Knaben heitere, offene Miene, und über die rauhe, faltige Wange des alten Jergmichel lief jetzt so schnell eine Thräne, als wollte sie sich eilen, um nicht gesehen zu werden; seine schwielige Hand lag auf des Kindes Haupt und streichelte ihm die Flachshaare, — er hatte noch nie seine Armuth so sehr verwünscht, wie jetzt, und mit wahrer Seelenangst folgte er den Aufgeboten. Der jetzige Bürgermeister im Orte hatte bis jetzt das höchste Gebot gethan, und blitzschnell schlug ihm der Ausbietende auch zu. — Das Haus hatte einen fremden Eigenthümer und die arme Schulzensusel nicht mehr, wo sie ihr Haupt hinlegen sollte. „Du arm's Büb'l!" hörte man jetzt aus dem Munde der Umstehenden, „du weißt nicht, was dein Großvater für ein Mann gewesen ist! Der alte Schulz thäte sich noch im Grabe umdrehen, wenn er wüßt', wie's deiner Mutter geht!"

Der Kleine, dem diese mitleidige Rede galt, war eben „des Schulzen Fritz," von dem unsere Geschichte erzählen soll. Dem Kinde war es in der Stube bald verleidet und es suchte wieder in den Hof zu kommen, wo es die Nachbarskinder wußte. Des Bürgermeisters Kathele, ein kleines blondes Mägdlein, machte ihm ein Mäulchen, weil er heute gar nicht mit ihr spielen wolle.

„Ja, sieh!" entschuldigte sich eifrig der Kleine; „sind heute

so viel Leute da in unserm Hause, und da kann ich doch nicht spielen. Komm einmal, Kathele, — unsere Kuh hat ein Junges, komm in den Stall, du darfst es an der Alten saugen sehen."

Die Kinder sprangen mit einander in den Stall, aber der war leer, ganz leer. Nur die alte Liese stand an der Krippe und weinte: vor einer Viertelstunde hatte man die letzte Kuh aus dem Stalle geholt. Jetzt mochte der arme Knabe eine leise Ahnung von dem haben, was heute vorging, und jammernd und klagend eilte er zu der Mutter, die, ganz ihrem Schmerze überlassen, in der Oberstube saß. Sie konnte jeden Schlag des Gerichtsdieners auf den Eichentisch in der unteren Stube hören, und fuhr dabei immer zusammen, als geschähen die Schläge auf ihr Herz. Der Jammer des kleinen Fritz machte das Maaß ihres Leidens voll; der Knabe drückte sein thränennasses Gesicht in der Mutter Schooß und wollte nicht aufhören zu weinen um das junge Kälbchen.

Die unglückliche Frau nahm ihr Kind in die Arme.

„Wie würdest Du erst weinen, wenn Du ganz wissen könntest, was Du verlierst!" schluchzte sie. „Morgen vielleicht schon weist man uns auf die Gasse. Barmherziger Gott, wo soll ich mit meinem armen, unschuldigen Kinde hin?" —

„Das hat keine Noth, so lange der Jergmichel noch lebt!" sagte dieser zur Thüre herein, in das leere Zimmer tretend. „Da müßt' ich ja nicht so viel werth sein, daß mich die Sonn' bescheint, wenn des Schulzen Susel je einmal

sich hungrig niederlegen müßte, oder gar nicht einmal wissen sollte, wo sie die Nacht zubringe, so lange ich noch einen Schnaufer thu'!"

„Ich dank' Euch, Jergmichel!" unterbrach den Alten gerührt die junge Wittwe. „Daß Ihr's gut mit mir meint, weiß ich, — aber Ihr seid ja selbst arm. Wie gesagt, ich dank' Euch!"

„Man dankt, wenn man genossen hat!" erwiederte der Alte etwas beleidigt. „Von was ich leb' und was ich habe, verdanke ich Eurem Vater, — und was Ihr selbst an meiner Schwester und meiner alten Mutter bei ihren Lebzeiten gethan habt, daran wollt Ihr, scheint mir, nicht denken. Thut's dem alten Jergmichel nicht zu Leid und macht ihm die Freud': kommt in mein Haus mit Eurem Fritz!"

„Ja, Mutter, wir wollen zum Jergmichel ziehen!" rief jetzt der Kleine noch schluchzend; aber sein Gram war jetzt plötzlich der Freude gewichen, Tag und Nacht in dem kleinen netten Häuschen des alten Jergmichel sein zu können, — und die Mutter mußte jetzt einwilligen.

Als noch am nämlichen Abend die Schulzensusel mit dem alten Jergmichel aus dem Thor des väterlichen Hauses trat, um es nie wieder zu betreten, da lag eben der Herr Nachbar, der dicke Bürgermeister des Dorfes, unter dem Fenster und glotzte vergnüglich herüber nach dem neuerworbenen Haus, als sähe er es heute zum Erstenmale. Das Weinglas, das er geleert, auf das Fenstersims hinstellend, nickte er sich gar selbstgefällig zu und brummte in seiner Freude vor sich hin: „Jetzt wird doch einmal sie, meine Alte,

mit mir zufrieden sein! Das Haus steckte ihr schon längst im Kopfe, — sie hat aber auch geschmunzelt, wie sie meinen Geniestreich erfahren hat. Jetzt hab' ich's, und wie? Um ein Spottgeld, — hol' mich der Gukuk! — Nun, nun, der Nachbarin pressirt's mit dem Umzug, wie ich seh'! Desto besser, — ist mir die Ausweisung erspart."

Der Glückliche achtete gar nicht in seiner Selbstbewunderung auf die Klagen und die Thränen seines kleinen Töchterchens, das draußen auf der Gasse stand und des Schulzen Fritz nachblickte, als dieser fröhlich hüpfend an der Hand des alten Jergmichel die Gasse hinauf der neuen Wohnung auf dem Kirchberg zuwandelte. Das „Zuckermädel" wollte sich von seiner Mutter, der Frau Bürgermeisterin, gar nicht trösten lassen, bis man ihr versprochen hatte, daß der „böse Fritz" morgen wieder kommen müsse, um mit ihr zu spielen. —

2.

Seit dem Tage, da des alten Schulzen Haus versteigert worden, sind zehn volle Jahre verflossen.

In dem kleinen Häuschen auf dem Kirchberg sitzt der krumme Peter, ein Veteran aus der Zeit Napoleons, bei dem Jergmichel. Sie sind gute Freunde, die Beiden, noch aus den churpfälzischen Zeiten her, wo sie als lustige Burschen manchen Schoppen mit einander bei dem alten Schulzen tranken. — Der Wein ist schon daheim in den Kellern, draußen jagt der Wind das braune Laub über die Stoppelfelder, denn das Spätjahr ist ziemlich früh eingetreten und hat ein Wet-

ter gebracht, daß man sich an den Abenden nirgends behaglicher fühlt, als daheim im warmen Stübchen, besonders wenn auf dem Ofenmäuerchen der „Neue" im Kruge gährt und braust. Die alte Liese hat die Kastanien gebraten, die ihr Bruder heimgebracht, und die alten Gesellen sprechen dem duftigen Gericht auch ordentlich zu, denn es schmeckt „superb" zu dem „Neuen." Der Jergmichel rückt das schwarze Käppchen auf dem Kahlkopfe und sagt verdrießlich, wie er jetzt fast immer ist, vor sich hin, als wenn der Peter gar nicht da wäre:

„Wo bleibt denn der Fritz heute Abend? Hat er mir doch ganz gewiß versprochen, zu kommen! Der Bub' wird leichtsinnig, wie ich seh', — lauft lieber mit den jungen Burschen im Dorfe herum oder hockt im Wirthshause, als daß er sich mit dem alten Jergmichel unterhält. Und das wär' mir noch eine schöne Geschichte, wenn's wahr ist, was mir der Peter da sagt; ich hätte gedacht, der Bube habe sich die Kinderpossen aus dem Kopf geschlagen! Wenn ich das gewußt hätte, wär' er nie in 's Bürgermeisters Haus gekommen, und seine Mutter, die gute Susel, hätte es auch nicht zugegeben, wenn sie nicht gestorben wär', ohne ihren Fritz als ein sauberes Bürschlein sehen zu dürfen. Das ist wahr, sauber und alert ist er, wie kein Zweiter im Dorfe, aber das bringt ihm doch keine Bürgermeisterstochter ein, — die Kathel kann nicht Ernst meinen, denn sie ist gerade so ein flackeriges Ding, wie ihre Mutter gewesen ist in ihren jungen Jahren, und wenn auch die Junge wollte, die Alte thäte es doch nie und nimmermehr

zugeben — denn der Fritz ist ja doch nur Knecht im Hause."

Der krumme Peter hat schon in seiner Ungeduld, während diesem Geplauder, einigemal sein „Nasenwärmerle" aus dem Munde genommen, und kann jetzt auch nicht länger mehr an sich halten.

„Nichts für ungut, Cumpeer," sagte er, „aber Du bist und bleibst ein alter Brummler. Das verstehst Du nicht mit der Kathel, — ich bin Soldat gewesen, Husar, wie Du weißt, hab' die Weibsleut' besser kennen lernen, und weiß, daß sie etwas wagen für einen sauberen, jungen Menschen. Meinst Du denn, die Kathel lasse es mit ihren Leuten nicht drauf ankommen, wegen dem Fritz? Denk' doch an den reichen Sepp, den wir als Kinder kannten, und der auch als Knecht der Tochtermann des vornehmsten und reichsten Mannes in der Gegend wurde. Und hat des Bürgermeisters Kathel ihr Aug' auf den Fritz geworfen, wer will ihr das wehren?"

„Nun ja," antwortete weniger verdrießlich der alte Jergmichel. „Wenn's die Kathel ehrlich mit dem Buben meint, sollt' es mich alten Kerl freuen. Aber, aber ich hab' mein Lebtag keinem Weibsbild getraut."

„Und hast Dein Lebtag auch zusehen können, wie Dir Andere die Weiber vor der Nase wegnahmen. Der Fritz thut klug daran, es anders zu machen, und darum wird ihm die Kathel nicht entwischen. Man müßte ja mit Blindheit geschlagen sein, wenn man da nicht sehen thäte, was die Beeren gelten. Kömmt der Fritz vom Felde heim, steht die

Kathel hinterm Fenster und blinzelt ihm zu, denn sie hat seine Peitsche schon von Weitem knallen hören. Der sitzt aber auch ruhig auf seinem Rappen, wie ein Kuirassier, und auch die Kathel ist ein Blitzmädel, nicht so fest und handvöllig wie die andern im Dorfe, aber ein Gesichtchen hat's und ein paar Guckerchen, die glitzern wie Karfunkelstein. Spaß apart, Cumpeer, 's ist so auf Parol; und wenn dann der Fritz wieder in seines Großvaters Haus sitzt und die Kathel daneben, statt deren grobem Bruder, da kommen wir Abends zu ihm hin und er holt einen Schoppen um den andern vom Besten. Gelt, alter Brummler, das leuchtet Dir schon ein?"

„Nun, mach's nur nicht zu arg, Narr!" lachte jetzt der Jergmichel, dem es freilich einleuchtete, den Fritz wieder in 's Schulzen Haus, wo jetzt des Bürgermeisters Michel wohnte, als gemachten Mann sehen zu können. Es hatte ihn schon längst „gekröpft", daß des Schulzen Fritz bei Leuten Knecht sein sollte, die einmal an dessen Großvater ehrerbietig hinaufschauten, und wenn es so hinausging, wie der Peter meinte, der Fritz Herr in seiner Eltern Haus, ei, das wäre eine Freude für ihn, noch in seinen alten Tagen.

„Trink aus!" sagte er jetzt, „trink aus, Cumpeer, die Liese holt frischen. Wie kommt's aber, daß Du, Peter, auf einmal so versessen auf die Leut' bist, auf die Du doch sonst 'en Pick gehabt hast?"

„Nun, der Kathel kann ich gut sein, ohne meinen Pick auf ihren Bruder, den brutalen Michel, und die Alten fahren zu lassen! Wenn der Michel meint, er wird bei der

nächsten Wahl Bürgermeister, weil man den Alten doch nicht mehr mag, so hat er sich geschnerrt, — das sag' ich." Der alte Husar plauderte sich in die Hitze hinein und hat ohnedieß schon ein Bischen im Kopfe. „Die Alten aber," fuhr er fort, „sind Schuld, daß ich Anno 32 den Dienst als Feldschütz verloren hab'; eigentlich nur sie, die Alte, die mir eine gewisse Geschichte immer noch nachträgt, — die ist eine Rippe, hat im Hause die Hosen an, und der Bürgermeister tanzt nach ihrer Pfeife."

„Du hast damals, bei der Liberalengeschichte, Dein Maul auch zu weit aufgerissen!" sagte der Jergmichel. „Du bist einer der ärgsten Krischer gewesen, und kannst jetzt noch Deine Franzosenideen nicht lassen."

„Sternsakrament, ja!" rief der alte Soldat. „Ich rede frei von der Brust, fürchte mich vor Niemand, aber den Feldschütz kann ich ihnen nicht vergessen. Sagen sie, mein krummes Bein hindere mich im Dienst, — aber woher kommt das Krummholz da? Guck, da steckt sie noch" — der Peter reißt die Hosen hinauf — „die Kugel, die mir der verdammte Rothmantel hineingejagt hat! Du weißt ja, Cumpeer:

Zu Austerlitz,
Da hat's geblitzt,
Da — — —

„Laß das jetzt, Peter, hab's schon oft genug gehört," unterbrach den Baß des Peter der alte Jergmichel, denn er war kein Franzosenzopf, — die churpfälzischen Zeiten gaben ihm die schönsten Erinnerungen, und er war auf die Revo-

lution, die den alten Schulzen zu Grunde richtete, gar nicht gut zu sprechen. „Laß das!“ sagte er, „und trink!“ — und die beiden Alten tranken, und wurden immer munterer, als ob sie schon jetzt wieder in des alten Schulzen Haus säßen, und „vom Besten“ vor sich stehen hätten. — . —.

Auf dem Platze am großen Dorfbrunnen stehen wie gewöhnlich auch heute Abend die jungen Bursche aus dem Dorfe, und plaudern und singen trotz der rauhen Witterung. — Es ist das Spätjahr an Werktagen nicht gerade eine lustige Zeit für die jungen Leute; da gibt's für die Mädele Allerhand zu thun an den Abenden, — der Hanf ist noch nicht gemacht, und also gibt es noch keine „Kunkelstuben,“ wo die Burschen sich einschleichen könnten, und wenn einer ja sein Mädel dennoch sprechen will, so kann es höchstens noch am Brunnen beim Wasserholen oder an den Küchenfenstern geschehen, d. h. wenn man sich nicht in's Schlafkämmerlein getraut. So wissen denn die Bursche nichts Besseres zu thun, als in den Gassen des Dorfes oder vorn am Brunnenplatz ihre Lieder zu singen, um den Mädeln ein Zeichen zu geben, daß man in der Nähe ist. Da sind sie sicher, daß der Herzallerliebsten in der Stube beim Kastanienschälen oder sonstiger Herbstarbeit eben das Herz klopft, wenn sie ihr Lieblingslied hört, und vielleicht öffnet sie dann ihr Fenster, um besser horchen zu können, wie z. B. in diesem Augenblicke des Bürgermeisters Kathel thut. Die steckt ihr Köpfchen ungeduldig zum Kammerfensterchen hinaus, denn sie war heute Abend schon früh heraufgegangen; draußen auf der Gasse war's dunkel, sie

konnte Niemanden sehen, aber sie hörte ihr Leiblied mit seiner hellen, klingenden Weise herübertönen, während der Nachtwind ein Blatt um's andere von dem Rebstocke und dem Kirschbaume vor dem Fenster hinwegriß; sie hätte gerne einem der hinwegfliegenden Blätter die Ungeduld ihres Herzens anvertraut, wenn sie gewußt hätte, daß es dort hinfliege, wo die Bursche beisammen standen; aber so mußte sie warten, bis das Lied und vielleicht noch mehrere abgesungen waren. Die Bursche aber sangen:

Wenn ich gleich keinen Schatz mehr hab',
Werd' ich schon ein'n finden,
Ging das Gässelein auf und ab,
Bis an die Linden.

Als ich an die Linde kam,
Stand mein Schatz daneben:
„Grüß dich Gott, mein herztausigster Schatz,
„Wo bist du gewesen?“

„„Wo ich gewesen bin,
Darf ich dir schon sagen,
Bin gewesen in dem fremden, fremden Land,
Hab' viel erfahren.

Was ich erfahren hab',
Darf ich dir schon sagen:
Hab' erfahren daß die jungen, jungen Leut'
Bei einander schlafen.““

„Bei einander schlafen sie,
Aber doch in Ehren —
Du sollst kommen alle Samstags Nacht,
Doch in allen Ehren.“

„„Zwischen Berg und tiefem Thal,
Saßen einst zwei Hasen.
Fraßen ab das grüne, grüne Gras,
Bis auf den Nasen.

Und als sie satt gefressen waren,
Setzten sie sich nieder —
B'hüt dich Gott, du herztausiger Schatz,
Komm' dir nimmer wieder.““

Kaum war der Gesang zu Ende, als sich die Burschen auch schon trennten, denn das Wetter wurde immer unfreundlicher und einzelne kalte Regentropfen, die dem schweren Gewölk entfielen, genügten, die nach dem Schatze oder der warmen Stube lüsternen Leutchen von der Gasse zu verscheuchen. Einer blieb aber vor dem Hause des Bürgermeisters stehen, sah sich rings um und kletterte dann mit einer Sicherheit und Gewandtheit den Rebstock hinauf, welche schließen ließen, daß er den Weg nicht zum Erstenmale mache. Freilich machte er ihn nicht zum Erstenmale; vor zehn Jahren hatte er das Rebengeländer oder den Kirschbaum mehr als einmal erstiegen, wenn es des Bürgermeisters Kathel nach Trauben oder Kirschen gelüstete. Damals war er noch ein Kind und heute der kräftigste, sauberste Bursche im Dorfe, und auch jenes kleine Zuckermädel der Frau Bürgermeisterin lachte ihm jetzt von oben als eine gar liebe, große, schöne Jungfrau zu. Die Muthwillige raufte ihm scherzend das Haar, als sie ihn erreichen konnte und versuchte zu schmollen:

„Du bist recht bös, Fritz! Wenn's nun Jemand sehen thät, was müßt' es von mir denken?“

„'s braucht's ja Niemand zu sehen, drum laß mich schnell hinein!" rief der Bursche und sprang behend in's Zimmer, um gleich darauf des Mädchens Rosenbäckele zwischen die Hände zu nehmen und das Spitzmäulchen nach Herzenslust abzuschmatzen. „Heute ist schon wieder ein Freier für Dich dagewesen?" fragte dann der Verliebte in einem Tone, der hinlänglich ausdrückte, welche geringe Besorgnisse ihm das machen könne.

„Ja!" lispelte das Mädchen, und erwiederte die Liebkosungen ihres Geliebten. „Des Ochsenwirths Sohn von Heuchelheim war da und will bis Sonntag auf die Nachkirchweih wieder kommen. Der dürft' gleich daheim bleiben, 's ist doch umsonst. Meine Leute meinen, es müßte sein, weil er noch eine Schwester hat, die unser Michel, als reicher Wittmann*) heirathen könnte, — aber ich will doch einmal sehen, ob sie mich zwingen können, ihn zu nehmen."

So plauderten die Glücklichen, gedachten ihrer Kindheit und ihrer Zukunft, und wie gewöhnlich schwuren sie sich auch heute wieder ewige Liebe und Treue; der Fritz hatte vergessen, daß er Knecht, und Kathel, daß sie des Bürgermeisters Tochter sei und geldstolze Eltern habe, die um keinen Preis ihre Liebe zu dem armen Fritz, der im Hause diente, zulassen würden, so sie darum wüßten.

Eine Stunde ging so hin unter süßem Geplauder und Gekose; Fritz mußte jetzt fort auf dem nämlichen Wege, auf dem er gekommen war, um durch das Hofthor in's Haus

*) Wittwer.

zu gelangen, damit sich kein Verdacht erheben könne. Als er sich eben von dem Rebstocke auf den Boden schwang, sah er den Knecht, welcher drüben bei des Bürgermeisters Michel diente, über die Gasse schleichen. Der Knecht war ihm feind, und ein erbärmlicher Bursche, der, wenn er ihn gesehen, nicht anstehen würde, es zu verrathen. Er zog sich bekümmert in seinen Pferdstall zurück, denn er fürchtete sehr für das geliebte Mädchen, wenn ihr Verhältniß zu ihm auskäme. —

Des Schulzen Fritz saß den andern Tag in aller Frühe schon auf seinem Rappen, um hinaus in's Blachfeld zu fahren, wo er heute ackern wollte. Es war ihm dabei nicht gar wohl zu Muth, als er so dahin fuhr, — er hatte beim Ausfahren gesehen, daß des Bürgermeisters Michel mit einem Gesichte, als wollte er ihn auffressen, an ihm vorbeigegangen und in seiner Eltern Haus getreten war. Indem er seine Pferde noch aus dem Brunnentroge tränkte, hatte er die Gelegenheit benutzt, auf das laute, heftige Reden im Hause zu merken, und bald verschwand aller Zweifel, ob er verrathen sei. Seine Ahnung von gestern Abend hatte ihn nicht betrogen.

„Sollen wir das erleben,“ hörte er deutlich den Michel rufen, „daß es noch heißt: des Bürgermeisters Ihre hat's mit dem Knecht im Hause! Sollen wir so in den Leuten ihren Mäulern herumgeh'n? Lieber dreh' ich der Schlange den Hals um, lieber brech' ich dem Lausbuben das Genick, als daß ich so etwas zugebe!“

Fritz richtete sich bei diesen Worten des brutalen Michels

in seiner ganzen Höhe auf dem Rappen empor, — sein Gesicht überflog die Röthe des Zorns, und er wäre gern abgestiegen, um dem Wüthenden in der Stube zu sagen, daß er hiebei doch vielleicht zu kurz kommen würde; aber er dachte an die Kathel, deren Ruf ein solcher Lärm nur schaden könnte, und fuhr weiter zum Dorf hinaus. In der Wohnstube seiner Eltern wüthete aber der Michel immer fort und fuhr um sich mit einem „Heilig Donnerwetter" um das andere. Der alte Bürgermeister hatte sich im Bette aufgerichtet, rieb sich die Augen und sagte in Einem fort: „Ja, Hotz Streich! So Eine ist unsre Kathel! Wer hätte das von dem Mädel geglaubt? Will sie sich die Kinderpossen nicht aus dem Kopfe schlagen? Hotz Streich! das wär' mir eine schöne Geschichte!"

Jetzt aber winkte die Frau Bürgermeistern ihrem Sohn und Manne zu schweigen und keinen Lärmen zu machen, damit es nicht unter die Leute komme. „Wenn man sich die Nas' abschneidet, verschändet man sich 's Gesicht!" sagte die kluge Alte. „Still jetzt von der ganzen Sache, — der Fritz muß aus dem Hause und zwar auf der Stelle, — Unsere aber macht sich gefaßt, des Ochsenwirths Sohn zu heirathen. Damit hat die Geschicht' ein Ende." — Darin hat sich aber die Frau Bürgermeisterin geirrt: Die Geschichte sollte mit dem Wegschicken des von ihrer Tochter Geliebten noch kein Ende haben, und ihr selber noch sauer genug aufstoßen in der Folge. —

Während dieß Alles in dem Hause seines Dienstherrn vorging, machte unserm Fritz das Ackern gar keine Freude.

Mehrmals hielt er die Pferde an, setzte sich auf den Pflug und starrte in den Nebel hinein, der dick und schwer über'm Felde lag, — oder schlug mit der Peitsche nach den Raben und Krähen, die in den frischen Ackerfurchen sich die Regenwürmer und Maden aufhackten; so ließ er an den schreienden dreisten Vögeln seinen Unmuth aus, denn er konnte die heute Morgen gehörten Worte nicht so leicht verschmerzen; — zum erstenmale grollte er so recht dem Schicksale, das ihn, — den Enkel des alten, reichen Dorfschulzen — zum Dienstknechte werden ließ und ihm seine junge Liebe so sehr verbittern wolle. Aber dann tröstete er sich, daß die Kathel ihn trotz seiner Armuth nicht lassen würde, — er dachte daran, wie herzlich sie, wenn er im Stalle oder sonst im Hause etwas arbeitete, ihm von ihrem Zimmer aus das Lied herüber schallen ließ, worin es heißt:

Vater und Mutter wollen es nicht leiden,
Gelt, mein Schatz, das weißt du wohl;
Vater und Mutter, und Schwester und Brüder,
Daß ich dich nicht nehmen soll!

Leise summte er selbst das Lied für sich hin, aber auch das Singen freute ihn heute nicht sehr. Etwas Lustiges hätte er gar nicht zuwege gebracht. Immer kamen ihm wieder solche Lieder zu Sinne, die mit seiner Stimmung harmonirten und auf seine eigenen Verhältnisse Bezug haben konnten. Trübe brummte er jetzt:

Warum ist denn die Armuth so sehr veracht't?
Man stellt sie hinter die Thür.
Hätt' ich nur dreitausend Dukaten in der Hand,
So zög' man mich herfür!

und als er so einige Verse vor sich hin gesungen hatte, war er froh, von der Mittagsglocke hellen Klängen, die vom Dorfe im Nebel herüberhallten, unterbrochen zu werden. Mit bangem Herzen und der Frage, was Alles zu Hause heute Morgen vorgefallen sein mochte, kehrte er mit seinen Pferden heim. Die Kathel stand heute nicht unterm Thor, um ihm heimlich zuzublinzen, aber die Magd vom Hause, die rothe Fränz, die den hochmüthigen Fritz nicht leiden konnte, stand dorten — und er konnte ihr etwas wie Hohn und Schadenfreude ablesen. Kaum hatte er die Pferde in den Stall gebracht, als auch schon der Bürgermeister heraus-kam und, nachdem er etwas von dem Willen der Frau Bürgermeisterin gestammelt, ihm kundgab, daß er sich um einen andern Dienst umsehen möge. Der Fritz nahm dieß ohne alle Erwiederung hin, putzte noch einmal seine Pferde und tränkte die lieben Thiere, von denen er sich jetzt trennen sollte, wobei ihm, ohne daß er's wußte, mehr als eine Thräne in den Wassereimer fiel. Dann und wann sah er auch nach den Fenstern hinüber, aber da war kein Kathele zu sehen, und als dann der Bürgermeister noch einmal mit seinem Dienstlohn kam und ihm dann kalt sagte, daß er jetzt gehen könne, da nahm er seine sieben Sachen zusammen und schlich, ohne Jemanden ein Wort zu sagen, durch die Grasgärten hinterm Dorfe hinauf, nach dem kleinen Häuschen des alten Jergmichel.

Während noch am nämlichen Abend am großen Dorf-brunnen von den Mädeln und Weibern über nichts anders geplaudert wurde, als daß des Bürgermeisters ihren Knecht

fortgeschickt hätten: während die Eine dieß, die Andere jenes als Ursache anzugeben wußte, Alle aber darin übereinkamen, daß es dem stolzen Schulzenfritz, der so hoch hinaus wolle, und sich mit keinem Mädel aus dem Dorfe abgegeben hatte, recht geschehe, — saß Fritz trüb vor sich hin oder in die Ofengluth starrend in dem engen Stübchen des Häuschens auf dem Kirchberg, das der alte, treue Jergmichel bewohnte, und das ihm lange Zeit ein Obdach und seiner armen Mutter ein Todtenbett gegeben hatte. Der alte Jergmichel rückte, den Glatzkopf schüttelnd, den strohgeflochtenen Großvaterstuhl näher an den Ofen, die alte Liese legte noch mehr Holz in die Gluth, die Heimchen zirpten so traulich wie sonst aus ihren Verstecken hervor, wenn es ihnen nur gelungen wäre, die frühere Behaglichkeit und Gemüthlichkeit durch ihre Stimme heute Abend auch an den stillen Herd hinzulocken. Aber die Stimmung der um den Ofen Sitzenden war weit davon entfernt, den Namen einer traulichen und heimlichen zu verdienen, das könnte man den Leuten schon am Gesicht ansehen, wenn das Öllicht schon angesteckt wäre; als ob man sich scheute, einander in's Gesicht zu sehen, hatte Niemand noch nach Licht begehrt.

„Was gedenkst Du jetzt zu thun? Was hast Du jetzt vor, Fritz?“ begann nun der alte Jergmichel, und man hätte in seiner Stimme etwas recht Besorgliches und Vorwurfsvolles gewahren können, obgleich er sich vor Vorwürfen hütete, weil er wußte, wie schwer es ohnedieß dem Fritz um's Herz war. Fritz, ohne aufzusehen, antwortete:

„Ich will noch die Nachkirwe*) abwarten, — dann such' ich mir halt 'nen andern Dienst."

's wär' besser Du thätest das gleich, auf der Stell!"

„Warum?"

„Nun, warum? frag nicht so, Du weißt ja doch, was ich meine."

„Ja, wenn ich Euch zu viel im Hause bin, kann ich schon gehen! Krieg' überall noch Unterschlupf, — brauch' Euch nicht lästig zu fallen."

Und damit war der Fritz aufgestanden, als ob er wirklich gehen wollte, — daß die alte Liese laut schreiend und mit emporgehobenen, bittenden Händen ihm in den Weg trat. Der alte Jergmichel aber stand auf, legte dem Fritz seine alte, rauhe Hand auf die Schulter und fing also an:

„Fritz, Du weißt nicht, — Du kannst nicht wissen, wie weh Du mir mit solchem Geplauder thust. Ich mein's doch so gut mit Dir, so gut! — Glaube mir, — Deine eigene Mutter hat's nicht besser mit Dir gemeint, als es der alte Jergmichel thut. — Denk' Dir jetzt, Dein Großvater, der Schulz, steh' vor Dir und rede. Nehm' also von dem alten Jergmichel das an, was er Dir zu sagen hat: Laß das Mädel fahren, Fritz, laß sie fahren! Ich seh' daß sie Dir im Kopf 'rumgeht und daß Du nur abwarten willst, bis Du sie noch einmal triffst! Aber glaub' dem alten Jergmichel — 's ist besser, Du gehst gleich, morgen schon! Ich mein's gut mit Dir, Fritz, und wenn ich glauben könnt',

---

*) Nachkirchweihe.

daß es ihr wirklich Ernst mit Dir ist, wollt' ich sagen: Ja, bleib! Aber so sag' ich Dir: Laß sie fahren, das flackerig Ding! sie bringt Dir doch kein Glück, — laß sie fahren!"

Der Fritz stand da und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Hast Du noch mit der Kathel geredet?" fragte darauf der Alte wieder.

„Nein!" erwiederte der unwillige, unmuthige Bursche. „Aber 's braucht's auch nicht! Wir wissen doch, wie wir dran sind und wie wir's zu halten haben. Bis Sonntag ist Nachkirwe und ich möcht' wissen, warum ich nicht so lang hier bleiben soll."

Der alte Mann wandte sich seufzend von Fritz ab. Er hatte schon auf der Zunge: Denk an Deine Mutter selig! aber er sagte bloß: „Denk an mich, Fritz, — Du wirst noch erfahren, daß ich Recht habe."

Und von nun an saßen die drei Leutchen den ganzen Abend traurig und ohne noch ein bezügliches Wort fallen zu lassen um den Ofen: — Keines wollte das bedrückende Schweigen brechen; — wenn aber der alte Jergmichel in das Gesicht des Fritz schaute, auf das die Flamme des Ofens ihren rothen Schein geworfen, so rang sich unwillkührlich ein schwerer Seufzer aus seiner gepreßten Brust hervor, und hätte Fritz in des Alten kummervolles Antlitz sehen können, er hätte vielleicht dem Rathe des treuen Alten gefolgt.

3.

Als am Sonntag des Bürgermeisters Kathel mit des Ochsenwirths Sohn von Heuchelheim und ihr Bruder Michel

mit dessen Schwester beim Adlerwirth tanzten, stand des Schulzen Fritz unter der Tanzstuben-Thür und wollte seinen Augen kaum trauen. Ein unsäglich bitteres Gefühl nahm sein Herz ein, da er sah, wie Aller Augen auf ihn gerichtet waren und manche bösartige Stichelrede fiel, während die Kathel so gar freundlich that mit des Ochsenwirths Sohn, der auf der Freierei heute wieder da war.

Jetzt erst hatte ihn die Falsche bemerkt, war wohl feuerroth dabei geworden, und konnte auch nicht mehr gar so freundlich mit ihrem Tänzer thun, — aber sonst achtete sie auch nicht weiter des armen Burschen, der ihr sehr zugethan war.

Der Tanz war aus und Fritz trat alsbald auf das Mädchen hin.

„Darf ich auch mit der Jungfer Hochzeiterin tanzen?“ fragte er in bitterem Tone, und er sah, daß das Mädchen ihm vorwurfsvoll in die Augen sah, gleichwohl ihm nur ungern die verlangten „Drei“ bewilligte.

Fritz war furchtbar aufgeregt. Und doch wollte er nicht an der Treue und Standhaftigkeit des Mädchens zweifeln.

Er riß die Kathel im Dreher gewaltig herum — er war ihr so bös, so bitterbös, und doch wiederum so unendlich gut! Jetzt ruhte er aus von dem wilden, ermüdenden Tanze.

Beide standen eine Zeitlang ohne ein Wort zu sagen. Nun fing aber Fritz an:

„Das hätt' ich nicht gedacht, Kathel!“

„Was?“ fragte kalt das Mädchen, ohne aufzuschauen.

„Geh, frag' noch du Falsche! Deinen Leuten ist ja alle Müh' erspart, — kann man bald zu Deiner Hochzeit kommen?"

„So weit ist's noch nicht, Fritz! Ich denk' Du mögst von diesen Sachen jetzt nicht reden."

„O, ich kann schweigen, Kathele! So hast Du aber nicht geredet, wenn wir Abends so vergnügt beisammen g'sessen sind! Kathel, Du bist ein falsch Mädel! Aber brech' nur immerhin Das, was Du mir hundertmal für einmal geschworen hast, — ich will es halten, bis in meine letzte Stunde!"

Der Bursche hatte dieß mit zitternder Stimme kaum gesagt, als auch das Mädchen gerührt anfieng:

„Rede nicht so, Fritz! Ich kann ja nicht anders, als mit des Ochsenwirths Sohn tanzen, — deßwegen brauch' ich ihn noch nicht zu nehmen, wenn ich jetzt auch freundlich mit ihm thu'! Sieh, mach' heut' nicht viel mit mir, — der Michel wird sonst ganz wild."

„Der Michel? Brauch' ich nach Deinem Bruder was zu fragen?! Gottlob, nein! so weit ist's noch nicht!"

In diesem Augenblicke trat auch schon der junge Wittwer, den wir als des Bürgermeisters brutalen Michel kennen, auf das Paar hin und sagte zu seiner Schwester:

„Kathel, das ist der letzte Tanz mit dem Knechte! Ich sag' Dir, gib Dich nit so herunter!"

Das Mädchen zitterte vor Angst, Fritz vor Wuth. Er mochte später selbst nicht wissen, warum er dem brutalen Menschen nicht gleich den Schädel eingeschlagen hatte. Er

schwieg aber jetzt, tanzte den Tanz aus und führte die Kathel auf ihren Platz. Aber diese schlüpfte alsbald zu der Thüre hinaus und kam nicht wieder.

Fritz trat jetzt auf den Michel hin und fragte:

„Was hast Du gesagt?"

Der Gefragte sah ihn gar nicht an.

„Hör einmal! Glaubst Du, weil Du des Bürgermeisters Michel bist, dürftest Du mit Andern thun, wie Du willst? Ich sag: Nein! Und wenn ich noch so eine Rede hör', zeig' ich Dir, wo der Barthel den Most holt. Wenn ich auch kein Bürgermeisterssohn bin, so ist mein Großvater doch der Schulz gewesen!"

„Ja!" höhnte der Angeredete, „und Dein Vater ein Lump, und Deine Mutter eine Bettelfrau!"

Patsch, hatte aber der Michel auch Eine auf dem Ohr sitzen, daß ihm ganz schwindlig wurde. Jetzt griffen ein Dutzend Fäuste nach dem Fritz, da er sich so sehr vergessen, und wenn er auch Riesenkräfte gehabt hätte, würde man ihn doch zur Thür hinaus geworfen haben.

Die kalte Nachtluft, die ihn jetzt umwehte, kühlte seine Hitze ein wenig, — und dann trieb ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Kirschbaum, durch dessen leere Zweige der Liebsten Lampenlicht glänzte. Er besann sich nicht lange, auf dem gewohnten Wege kam er vor das Fenster und rief des Mädchens Namen.

„Fritz, Fritz, Du machst mich noch unglücklich!" rief das Mädchen voller Angst. „Hast Du nicht drüben meines Bru-

ders Hofthor gehen gehört? Es ist dem Michel sein Knecht, und wenn Der Dich gesehen hat, gibt's bald Lärmen."

„'s war der Wind," entgegnete unmuthig und düster Fritz, indem er vollends durch's Fenster hereinsprang. „Der Knecht ist droben bei der Musik und hat sich wieder bei Deinem Michel ein roth Röckel verdient."

„Nun, was ist geschehen? 's hat gewiß Händel geben? Jesus Gott, was machst Du nicht Alles!"

„Sie sind zu zehnt' über mich her, der Knecht am allerärgsten, und haben mich . . . . . . aber, sie sollen's noch erfahren! Donnerwetter! — Aber daß Du, Kathel," fuhr er fort, „mir so weh' thun kannst, das hätte ich mir nicht im Traum einfallen lassen!"

„Ach, Gott! was soll ich denn thun? Du kennst ja meine Leut', — Du weißt ja, was meine Mutter für eine Frau ist, und wenn Die was sagt, daß man da nicht anders kann."

„Nicht anders kann? Da hört man's. Glaubst Du, Kathel, ich thäte mich durch irgend Jemand abhalten lassen? Nein, durch Gott und die Welt nicht! Ich hab' Dir einmal versprochen, und lieber schieß ich mir eine Kugel durch den Kopf, als . . . . ."

„Horch! horch! Fritz, das Hofthor ist gegangen!" unterbrach hier das bleichgewordene Mädchen des Burschen Rede, und sprang zitternd und bebend zum Fenster, um zu horchen. In entsetzlicher Angst rief sie dann:

„Ach Gott! ach Gott! Mein Bruder kommt, — er hat gerade zum Fenster hereingerufen, wo mein Vater schläft,

daß man ihm aufmachen soll. O Jesus, was fangen wir an! Wenn er Dich antrifft, sind wir verloren!"

Das Mädchen rang jammernd die Hände und blickte verzweiflungsvoll umher. Fritz sah sie an, sagte dann:

„Kathel, hast Du nicht 's Herz, Deinen Leuten gerade heraus zu sagen: Ja, der Fritz ist bei mir? Ich will ihn und keinen Andern haben! Sieh, Kathel, ich wollte es thun, wenn mein Vater der reiche Bürgermeister wär', und Du ein arm's, verlassen's Mädel!"

„Fritz, geh! O Gott, o Gott! Sieh da, hinauf auf den Speicher, sie kommen ja schon .... thu's nur dießmal, — ich will Dich dafür mein Lebenlang lieb haben. Nur dießmal erspare mir den Spektakel!"

Fritz stand unschlüssig, unmuthig auf das angstvolle Mädchen blickend, — dann gab er ihrem Flehen nach, da man schon die Stiege herauf geeilt kam. Er hatte kaum noch Zeit, mit zwei Sätzen über den Gang, durch eine offene Thür in eine größere Stube zu kommen.

Mittlerweile hatte der Knecht, den wir als Feind unseres Fritz kennen, zwei Gendarmen die Gasse heraufgeführt, in welcher Absicht, wußte damals noch Niemand. Seit der Fritz aus des Bürgermeisters Dienst entlassen war, hatte Jener Manches im Hause gearbeitet, bis ein anderer Dienstknecht eingestellt war; voll Neid auf des Schulzen Fritz und voll Ärger über des Bürgermeisters Kathel, die so spröde gegen ihn that, während sie die Freundlichkeit selber gegen den Andern war, benutzte er die Gelegenheit, der Kathel wie dem Fritz einen „Tucken" zu spielen. Er hatte sich den

Anschein gegeben, als glaube er, es seien Diebe bei des Bürgermeisters eingebrochen, — war, nachdem er dem Fritz nachgeschlichen und ihn belauscht hatte, alsbald in das Wirthshaus zurückgekehrt, flüsterte von seinem Argwohn dem Michel, seinem Dienstherrn, etwas zu und nahm, ohne dessen Wissen, die Gendarmen mit, um die Sache so viel als möglich in die Öffentlichkeit zu bringen. Auch mochte dieses Alles noch einen tiefer liegenden Grund haben. —

Als nun des Bürgermeisters Michel vor Wuth schäumend die Stiege hinauf in seiner Schwester Schlafkämmerlein stürzte und seine Schwester allein fand, ließ er sich durch deren scheinbaren Schrecken über sein Eindringen täuschen, stand verwirrt und sagte:

„Ich hab' geglaubt, der Knecht sei bei Dir!"

„Bei mir? Ich glaub', Du bist nicht recht gescheidt, Michel!" antwortete hierauf so unbefangen als möglich das Mädchen. „Ich weiß gar nicht, was Du von mir denkst, — ich werde es der Mutter sagen!"

„Sei nur ruhig und mach' keinen Lärmen! Und wenn Du gescheidt bist, gehst Du jetzt mit zur Tanzmusik, 's ist noch nicht sehr spät, — dann sehen die Leute, daß Du nur wegen dem frechen Kerl fortgegangen bist! Komm, Kathel, zieh dich an! Du wirst von des Ochsenwirths Sohn viel Plaisir haben! — Aber was giebt's denn da unten!" rief er jetzt und lief an's Fenster, nach dem Lärm zu sehen, der von der Gasse herauf gehört wurde. —

Als nämlich die Gendarmen von dem Knecht geführt in den Hof gedrungen waren, hatte ihnen die Frau Bürger-

meisterin zum Fenster ihres Schlafkämmerleins heraus bedeutet, daß sie nur immerhin wieder dahin gehen sollten, von wo sie gekommen.

„Sind Diebe im Hause", sagte die kluge Frau, „so sind wir im Hause Manns genug, sie zu verjagen. Für nichts und wider nichts braucht man aber den Lärm nicht zu machen."

Die dienstfertigen Gendarmen zogen denn auch mit heimlichen Flüchen auf die „Rippe" des Herrn Bürgermeisters ab, und hätten gute Lust gemacht, dem Knecht, der sie hergeführt, den Rücken abzubläuen, — weil sie gar gemüthlich beim Wein im Wirthshaus gesessen waren.

Als jedoch die Gendarmen auf die Straße wieder kamen, sahen sie etwas durch die Luft fallen, es dünkt ihnen der Sprung eines Menschen, und wirklich stoßen sie in der Dunkelheit auf eine Mannsperson, die sich mühsam vom Boden erhebend fortzuschleppen versucht. —

„Hier ist der Dieb!" rief der Knecht und packte den Gemeinten am Kragen, war aber an den unrechten Mann gekommen, wie man zu sagen pflegt, denn er wurde so kräftig von demselben weggeschleudert, daß er der Länge nach in den Dorfgraben stürzte. Jedoch übermannten die beiden Gendarmen den Andern nach kurzem Kampfe. Es war des Schulzen Fritz.

Unmittelbar unter einem der Speicherläden hatte er versucht, durch eines der Fenster jener Stube zu springen, in welche er sich geflüchtet, und hatte sich den einen Fuß also verstaucht, daß er fast nicht von der Stelle konnte, viel

weniger den beiden bewaffneten Männern langen Widerstand zu leisten vermocht hätte.

Sogleich ward denn auch der arme Fritz vor den Bürgermeister des Orts gebracht, der in nicht geringe Verlegenheit kam, ein Verhör anzustellen, durch welches nur das Verhältniß seiner Tochter zu dem früheren Dienstboten des Hauses aufgedeckt werden mußte.

Aber wie erstaunte der ehrliche Mann, als sich Fritz wirklich als Dieb bekannte und aussagte, er hätte in den Getreidespeicher einzubrechen gesucht, um einige Simmern Frucht fortzuschaffen und durch dieselbe zu Geld zu kommen.

Und in der That fanden sich auch Spuren eines beabsichtigten Diebstahls vor, — ja, bei genauerer Nachsicht wollte der Bürgermeister bemerkt haben, daß an seinem Getreidehaufen bedeutende Lücken geworden seien.

Fritz erröthete tief bei dieser Wahrnehmung des braven Mannes, — Jedermann hielt dieß für die Röthe der Schuld, — kein Mensch zweifelte länger, daß er der Dieb, — sagte er es ja selbst, und Die, welcher sein Edelmuth zu Gute kam, nahm schweigend seine Aufopferung hin, da sie ja dadurch aus einer großen Verlegenheit gerettet war. Was hätten auch die Leute von ihr gedacht, wenn man gewußt, daß im Augenblick, da ihr Freier im Dorf, ein früherer Dienstknecht ihres Hauses in ihrem Schlafkämmerlein war!

Ja, Fritz blieb bei seinem Geständnisse stehen, wenn auch der Jergmichel in seinen alten Tagen aus Verzweiflung noch närrisch werden wollte. Hoffte er, daß seine geliebte

Kathel durch dieses Beispiel grenzenloser Aufopferung zu gleicher Hintansetzung aller Rücksichten auf das Urtheil der Welt angespornt werde? Hoffte er, daß ihre Eltern seinen Edelmuth doch noch erkennen und schätzen werden, daß das Mädchen endlich mit der ganzen Wahrheit vor allen Leuten herausrücken würde? Dann hat er sich bitter getäuscht.

Wir wissen nicht bestimmt, was den jungen Mann bewog, auf seiner Aussage zu bleiben. Bekannt ist uns aber, daß die Frau Bürgermeisterin durch ein heimliches Geständniß ihrer Tochter über den Zusammenhang der ganzen Geschichte unterrichtet war, aber so auf ihre schwache Tochter einzuwirken gewußt hatte, daß dieselbe nicht gewagt, einen edeln, pflichtschuldigen Entschluß zu fassen.

Im Dorfe zweifelte Niemand länger an der Schuld des jungen Mannes. Am Gerichtstage konnte Niemand ahnen, was alles des Armen Seele bewegte, als er — vergeblich auf eine Erklärung von denen wartend, die seine Unschuld kannten, — das Urtheil des Richters empfieng. Er hatte keine Widerrede gegen die Verurtheilung, er empfieng sie schweigend — vielleicht war es Trotz gegen die Tücke des Schicksals.

Und wenn nun im Dorfe alle Stimmen sich vereinigten, den Namen des armen Fritz zu verunglimpfen, — und wenn stets nur mit dem Sprüchlein: „Hochmuth kommt vor dem Fall!“ seiner gedacht wurde, — mochte die kluge Frau Bürgermeisterin einen geheimen Triumph feiern, daß ihr Alles so gut gelungen; — ihr Töchterlein jedoch, des Bürgermeisters hübsche Kathel, mochte mehr als einmal das

Klopfen eines gewissen Mahners vernehmen, der sich nicht abweisen läßt, — mochte zum Öftern dem Bewußtsein großer Schuld und Untreue in ihren einsamen Stunden unterlegen sein und gefühlt haben, wie unter seiner Wucht die Lust und Blüthe ihres jungen Lebens erstickt ward. Und dennoch — sie schwieg.

4.

Die Sonne blickt traurig durch die dünnen Schneewolken auf ihre erstarrte Schwester im Leichenhemde, die über und über beschneite, hartgefrorene Erde. Einzelne Schneeflocken, gleich verirrten Lämmchen auf der Haide, werden hin und wieder durch die kalte Luft getrieben, wenn sie nicht etwa einen Ruheplatz auf dem Wamms eines einsamen schlechtgekleideten Wanderers finden, unter dessen Tritten der gefrorne Schnee knistert und knarrt. —

Der Wanderer ist noch ein junger Mann, aber seine regelmäßigen Züge sind so bleich und tragen also sehr die Spuren großen Leidens, daß wir ihn für einen jener ewig Kranken halten müßten, die ihr elendes Leben mit jedem Schritt näher dem Grabe schleppen, — wenn nicht eben der feste Schritt des Wanderers, sein emporgerichtetes Haupt und sein lebhaft erregtes Auge uns eines Bessern belehren würde. Er schreitet tapfer darauf zu, — die Kälte ist auch allzugroß, als daß man den Aufenthalt im Freien nicht nach Möglichkeit verkürzen wollte. Aber es muß ihn noch etwas Anderes treiben, wie wir aus den einzelnen abgestoßenen Worten entnehmen können, welche er für sich hin murmelt.

„Endlich seh' ich den Kirchthurm!“ sagte er. „Ach Gott, wie wohl thut einem das, wieder dahin wandeln zu können, wo man aufgewachsen und wo ... Ich hätte sterben müssen, wenn ich noch länger in dem Loch gesessen wäre ... wie wird sie sich freuen ... ja, sie wird dankbar sein für das, was ich ausgestanden für sie ... und der alte Jergmichel! Du lieber Gott! Wenn der erst weiß, daß ich kein Dieb ..... wie wird ihm sein Glas vom Besten schmecken, wenn ich wieder als gemachter Mann in meines Großvaters Haus sitze ... Aber, vielleicht, vielleicht ... nein! nein! Es kann nicht sein! es darf nicht sein ... so falsch, so grundaus schlecht ist die Kathel nicht ... sie hat jetzt gesehen genug, wie ich's mit ihr meine ... — Aber nein, Fritz, mach' Dir keine falschen Hoffnungen, trau' Deinem Schicksal nicht zu Großes zu ... Du läßt Dich von Deinen Wünschen verführen! ... Und doch, mein Gott, sie muß ja jetzt sehen, daß Niemand, gar Niemand in der Welt sie so gern hat wie ich ... ich bin doch ein recht armer Kerl und hab' so viel ausgestanden .... jetzt wird sie auch etwas für mich thun!“ —

„Wer ist das? Das sind ja die Schellen von des Bürgermeisters Gefährt' ... ja, das ist der Schlitten, in dem ich so oft gefahren! Wie die Gäule ausholen und dampfen, der Schimmel und der Fuchs! Wer wird drinnen sitzen, wer wird fahren? 's kann's doch Keiner, wie des Schulzen Fritz zu seiner Zeit! Halt, jetzt kann ich's sehen! ... ach Gott, sie sitzt drinnen! Kathel, Kathel! ... sie hat mich nicht erkannt!“ —

Traurig blickte des Schulzen Fritz dem Schlitten nach, — sie hatte den armen abgezehrten jungen Mann nicht erkannt, der an der Straße stand und ihr so eigen in's Gesicht gesehen hatte; — was kümmerte die beneidete Braut des reichen Ochsenwirths von Heuchelheim der halb erfrorene Bettler an der Landstraße? Wie hätte sie den armen Burschen, der eben aus dem Zuchthause in die Heimath kehrte, wieder erkennen mögen!

Du Armer! hatte doch der alte Jergmichel Mühe, in Dir seinen Fritz, den saubersten, kräftigsten Burschen im Dorfe, wieder zu erkennen! — —

Dort in der kleinen Wohnung auf dem Kirchberg saß man heute Abend wieder beisammen am Ofen, — auch der alte Peter war da, aber alle Munterkeit war von ihm gewichen, und ebenso heiß brannten ihm die Zähren auf der verblichenen, narbigen Wange, als seinem Gevatter, dem Jergmichel, wenn er auf den Fritz hinguckte, der dort am Ofen saß, das Gesicht in den Händen verhüllt.

Ein leiser Fluch über den andern kam aus des alten Peter's Mund, so daß darüber sein Pfeifchen beinahe auslöschte. Er hatte statt des Jergmichel dem Fritz Alles erzählt, was seitdem im Dorfe vorgefallen war, — wie die Parthie mit „'s Ochsenwirths" von Heuchelheim die Bürgermeisterin dennoch zu Stande gebracht, — wie das falsche Trinel, die Kathel, dennoch eingewilligt habe und auf Morgen schon die Doppelhochzeit gehalten werden solle. Auch ließ er merken, daß er jetzt doch gern wissen möcht', ob sich der Fritz denn wirklich so vergessen habe und stehlen konnte. —

Der alte Jergmichel richtete dabei sein getrübtes Auge in fürchterlicher Seelenangst auf die Miene seines Fritz, er entdeckte kein Schuldbewußtsein darinnen, sondern nur den Ausdruck unsäglichen Schmerzes — schrecklicher Enttäuschung. Ein erleichternder Seufzer drang aus des alten Mannes Brust und dann trat die vorige, bedrückende Stille ein.

„Gott! Gott!" preßte es sich endlich aus dem Herzen des unglücklichen Fritz, und er ließ die Arme sinken, die seither sein Gesicht verhüllt hatten. „An wem hab' ich's verschuldet, daß ich so leiden muß!"

„Fasse Muth, Fritz!" sagte mit von Thränen erstickter Stimme der alte Jergmichel. „Fasse Muth! Sie ist Deiner nicht würdig gewesen!"

„Muth!" rief der Bursche im Tone der höchsten Verzweiflung, sprang auf und schritt im Zimmer auf und ab. „Was das für ein Wort ist! Ich habe ja Muth! Seht, liebe Männer, Jergmichel, alter, treuer Vater! Seht, alte Liese (die Arme, welche seither leise für sich hingeweint hatte, fieng jetzt überlaut an zu jammern), Euer Fritz, der Schulzen-Fritz, könnt' jetzt erst ein Spitzbub werden, könnt' jetzt stehlen, brennen, rauben und . . . ." — er stieß wild mit dem Fuße auf den Schemel, darauf er gesessen war, daß dieser mit lautem Krachen zusammenbrach und die beiden Alten in sich zusammenfuhren — „Jetzt erst könnt' ich schlecht, schlecht wie Niemand mehr auf der Welt, werden! Himmel, wenn der Schinderhannes noch leben thäte!" — — —

„Führe uns nicht in Versuchung!“ flüsterte leise der alte Jergmichel: „Sondern erlöse uns von dem Übel!“

„Ja,“ stimmte der krumme Peter ein, „es wäre besser, er läge dort, wo seine Mutter liegt.“

Die beiden Alten hatten nicht geglaubt, daß es der Fritz höre.

Der blieb plötzlich in der Stube stehen, — sah nach den drei getreuen Seelen und sprach in sanfterem Tone:

„Mutter, Mutter, meine arme Mutter! Wie gut ist Dir, daß Du unter der Erde liegst und von meinem Jammer nichts weißt!“

So klagte er und reichliche Thränen erleichterten sein gepreßtes Herz, daß selbst der krumme Peter einen soldatischen Kernfluch um den andern ausstieß, um nicht in lautes Weinen ausbrechen zu müssen bei dem Anblick des einst so kräftigen, fröhlichen Burschen, der nun von den auf ihn eindringenden Leiden geknickt stand und sich krümmte, wie ein gehetztes Wild unter den Bissen der Meute. — . — .

Ein heftiger Sturm trieb die Schneeflocken um die Dächer des Dorfes an jenem Morgen, da die Doppelhochzeit in des Bürgermeisters Haus gefeiert werden sollte. Trotz dem unfreundlichen Wetter war an dem Dorfbrunnen doch ein gar lebhaftes Gespräch, das die Mädele und Weiber unter sich führten.

„Nun, Bärbel, Euer Michel und die Kathel haben gerad' nicht das beste Wetter!“ wurde die jetzige Magd des Bürgermeisters angeredet.

„Ja, ja! 's ist gerad kein gut's Zeichen!" antwortete diese. „Hat auch unser Hund heute die ganze Nacht fürchterlich geheult! Unsere Kathel sieht auch aus, als wäre heute ihre Leiche, statt ihrer Hochzeit! Die ist wie verstört! — Unserm Michel sein Knecht hat aber von dem braunen Hengst heut' in der Früh' einen Tritt kriegt, daß er wohl heut' nicht groß mithalten kann!"

„Des Schulzen Fritz ist ja auch wieder im Dorfe!" sagte eine Andere. „Der arm' Kerl kommt gerad' recht zu der Hochzeit! 's heißt ja, die Kathel hätt's einmal mit ihm gekönnt!"

„Da könnt' ich reden!" fing die Bärbel jetzt an. „Die Kathel hat ihn gar nicht ungern gesehen und jetzt hängt noch ihr Herz an ihm, wenn man's beim rechten Licht betracht't! Ich weiß es gewiß, und sie hätt' ihn — wenn er auch im Zuchthaus gesessen ist — immer noch lieber, als des Ochsenwirths Sohn, sammt all' seinem Geld. Aber hört — ich will nichts gesagt haben!"

„Denkt nur!" fieng nun die alte Krämernanne an: „ich hab den Schulzenfritz gesehen, — er war in meinem Kram, hat Pulver kauft, weil er der Kathel auch zur Hochzeit schießen will, wie er g'sagt hat. Der sieht Euch aus! — nimmer zum kennen, und wie ist er doch einmal ein Bursch gewesen! Die Schulzensusel thät sich im Grab' umdrehen, wenn sie ihn sehen könnt', — er hat mich, mein Seel', gedauert!" — — —.

Während dieß Gespräch am Brunnen geführt ward, standen in 's Bürgermeisters die beiden Brautpaare in ihrem

vollen Hochzeitsstaate bereit, zur Kirche zu gehen. Die Kathel war wirklich wunderschön anzusehen mit dem Kränzel in den Haaren, und ihre Mutter hatte ihr das schon ein volles Duzendmal gesagt, aber die verständige Frau, wie sie sich selbst gern nannte, war doch nicht ganz zufrieden, daß ihre Tochter an ihrem Hochzeitstage gar so bleich und angegriffen aussehe. — Wirklich war die schöne Kathel blaß wie eine Leiche. Sie weinte zwar nicht, wie ihres Bruders Braut, aber sie blickte voll düsterer Traurigkeit umher, oder nach ihrem Bräutigam. Sie wußte, daß Der wieder im Dorfe, an dem sie so schmählich gehandelt und der sie so über Alles liebte. Gott behüte, daß er ihr heute nicht begegne! Sie bebte bei diesem Gedanken voll banger, unsäglicher Angst in ihrem Innern zusammen.

Der Hochzeitszug setzte sich in Bewegung; — ein schwerer Seufzer entschlüpfte der Braut. Man mußte, um in die Kirche zu kommen, an dem Häuslein vorbei, wo der Fritz seine Knabenjahre zubrachte, — sie war ja so oft dorthin gekommen, um im Gärtlein des alten Jergmichel mit dem lieben, wilden Fritz zu spielen. Aus jedem Hause fiel ein Schuß, dem Brautpaar zu Ehren, und da, wo das eigentliche Dorf aufhört und der Kirchberg anfängt, wurden die beiden Paare durch die jungen Mädchen des Dorfes gesangen. —

Die Kathel warf einen scheuen, ängstlichen Blick nach dem bekannten Häuschen — — Jesus Gott! Dort stand auf der Staffel — des Schulzen Fritz, wild herüber starrend. Sie bebte an allen Gliedern, — sie glaubte in die

Erde versinken zu müssen. Noch ein Blick, — Fritz war wieder verschwunden, — doch kaum trugen sie ihre Beine zum Häuschen hin. Ein starker Schuß, der ihr ganzes Sein erschütterte, fiel auch hier, — sie wußte nicht wie sie in die Kirche gekommen und was allda geschehen. — Der Trauungsakt war vollendet und der Zug bewegte sich wieder heimwärts. Wieder war man am Häuschen des alten Jergmichel angelangt, — es hat sich dort eine unruhig fragende Gruppe versammelt. Zwei Männer drängen sich jetzt durch und tragen eine blutige Leiche in's Haus, — hintennach wankt der krumme Peter und flennt wie ein Kind. Des Bürgermeisters Kathel, die schöne junge Frau, mußte heimgetragen werden.

Schon mehrere Jahre sind seitdem dahingegangen. Der alte Jergmichel und seine Schwester ruhen jetzt auch auf dem Friedhofe von ihrem Kummer aus; in dem kleinen Häuschen auf dem Kirchberge wohnt der krumme Peter ein traurig einsames Leben und flucht manchmal gotteslästerlich, daß er ein gar so zähes Leben habe.

Des Bürgermeisters Kathel aber ist ein schwächliches, kränkliches Weib geworden, ohne jede Freude einer jungen Frau, — denn Kinder sind ihr versagt. Ihr Mann ist ein roher Mensch, der seine sieche Frau hart behandelt und sein Herz ganz und gar von ihr abgewendet hat. Überhaupt machen die beiden Ehen der Frau Bürgermeisterin vielen,

großen Kummer; sie ist nicht halb so rüstig mehr, als vor wenigen Jahren noch. Da denkt sie doch manchmal an das, was sie an dem armen Fritz verschuldet. Sie hat keine Hoffnung auf Enkel, die das schöne Vermögen erben sollen, und der Besitz des Hauses, welches dem alten Schulz vor Zeiten gehörte, macht ihr gar keine Freude mehr, da es ja auf fremde Leute kommen wird. — — —

Vor wenigen Jahren war der Erzähler im Dorfe, und erfuhr Abends das, was er hier aufgezeichnet hat. Man begrub eben jenen Knecht, der bei des Bürgermeisters Michel diente, und damals die Gendarmen geholt hatte. Ein Schlag eines Pferdes, welchen er auf den Hochzeitstag seines Herrn bekommen, legte ihn für viele Jahre auf das Krankenlager, bis er nun endlich starb. Vor seinem Tode hatte er noch das Geständniß abgelegt, daß er die Frucht in des Bürgermeisters Haus gestohlen, und der Schulzenfritz gänzlich unschuldig sei; durch ihn kam der wahre Sachverhalt heraus. Eine Menge Menschen gingen mit der Leiche, aber es galt nicht ihm. — In einer Ecke des Friedhofs war ein einsames, versunkenes Grab, — das wurde jetzt eröffnet und die verblichenen Gebeine in ein anderes mitten im Todesgarten gelegt neben die Schulzensusel und den alten Jergmichel. —

So suchte man an den irdischen Überresten des armen Fritz gutzumachen, was man an ihm bei seinem Leben verschuldet.

Als ich mit einigen Leuten in's Dorf zurückkehrte, sah ich ein junges, aber ganz abgehärmtes Weib am Fenster des

Hauses sitzen, das man jetzt noch „'s Schulzenhaus" nennt. Ich sprach mein Mitleid aus, aber meine Begleiter meinten:

„Ja, 's geht der Kathel schlecht! Aber sie hat's verschuldet an 's Schulzen Fritz!" — — — —.

Hanns Rösselmann,

der wackere Schultheiß.

Nach Urkunden erzählt.

„Vater, ich will wandern gehen! will die Welt und die Leute darinnen sehen und was sie thun und welcherlei Weise! Laßt mich fort, hinaus, Vater!" So sprach der junge Hanns zu seinem Vater, dem Gerbermeister Walther Rösselmann von Türkheim im Münsterthale des Elsasses; und er mochte mit Recht Gelüste nach der Welt und ihren Dingen haben, dieweil er ein gar frischer, fröhlicher Gesell, mit hellem Kopfe und starken Knochen war und was er in der Werkstätte seines Vaters lernen konnte, bereits Alles aus dem FF verstund. Und Herr Rösselmann, der Alte, sah seines Sohnes Bitte als billige Forderung an, wollte das stille Flehen der jungen Base, so im Hause war, nicht verstehen und sagte zu, daß er andern Tages wandern dürfe, wohin ihn sein gutes Glück führe.

Da gab es an jenem Abend im Hause gar viel zu thun, um den wandernden Sohn trefflich und wie sich's gebühre, auszustatten, — der Hanns und sein Vater schnürten den Bündel unter zwar ernsten, aber doch nicht traurigen Worten, — die Mutter aber und das junge Bäslein, die holde Gertrud, weinten den lieben, langen Tag, eine mehr als

die andere, und wollten sich nicht trösten lassen. Denn der Hanns war der Mutter Augapfel und das arme Bäschen hatte Niemanden lieber in der Welt als ihn, ob er sie auch als Knabe öfters gar unzart behandelt hatte, wenn sie sich seinen wilden Launen nicht fügen wollte. Vater und Mutter waren gerade d'raußen und Gertrud's Thränen fielen eine nach der andern auf das weiße Hemd, das sie ihrem jungen Vetter selbst gesponnen und gebleicht, und das sie ihm jetzt zu seiner Wanderung zurecht legte.

„Ich glaub', Du willst gar nicht aufhören zu weinen, Trudele!" sagte jetzt der junge Geselle, als begreife er solchen Schmerz und Kummer ob seiner Abreise nicht. „Du thust ja, als ging' ich aus der Welt! Laß doch das Weinen, Trudele! Du könntest mir am Ende noch selbst das Herz schwer machen!"

Das arme Mägdelein weinte nur noch mehr und konnte nicht einmal mehr fortarbeiten. Ganz von ihrem Leid überwältigt warf sie sich auf einen Stuhl nieder, nahm die Schürze und verhüllete ihr gar nasses Antlitz darinnen. Ihr junger Vetter aber stund verwirrt da, versuchte ob dem thörichten Mägdlein zu lächeln und es wollte ihm doch nicht gelingen. Da versuchte er sie nochmals zu trösten und sagte:

„Warum grämst Du dich so sehr, Gertrud? Ich komme ja wieder!"

„O — warum aber gehst Du?"

„Das ist Gesellenbrauch — zu Colmar und Straßburg wandern die jungen Leute hinaus in die Welt, Etwas zu

lernen, auf daß sie ihrer Zunft Ehre machen, und warum soll ich das nicht thun, Trudele?"

„Und wann kommst Du wieder? Ach! Hännselni, komme recht bald wieder! Ich habe ja Niemanden ohne Dich!"

„Hast Du nicht die Mutter und den Vater, so Dir wohlwollen, wie mir selbst?! Und hast Du nicht mein Brüderlein, den kleinen Walther?! Ich dächte doch, sie sollten Dir lieb und werth sein, Gertrud!" entgegnete ernst, wenn auch milde der junge Geselle. „Du solltest nicht so sehr weinen und der Mutter das Herz noch schwerer machen!"

Das arme Mägdlein fühlte wohl, daß er Recht habe, hätte ihn aber um Vieles so nicht reden hören mögen. Sie war verletzt und wußte nicht warum, — aber gewaltsam hielt sie ihre Thränen zurück, trocknete schnell Augen und Wangen und ging neuerdings an die Arbeit. Sie weinte nicht mehr und schien ruhig und gefaßt, und wenn sie von Jemanden angeredet wurde, mochte es nun ihr junger Vetter sein oder Jemand anders, gab sie freundlich aber ernst und fest schnelle und richtige Antwort. Aber öfters mußte sie sich hinausschleichen, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen und dann weinte sie sich so recht aus, damit sie vor ihren Verwandten, in deren Haus sie als arme Waise aufgenommen wurde, ruhig erscheinen konnte. Ja, es gewährte ihr Trost in ihrem Leid, als die Stunde des Schlafengehens schlug, mit ihrem unendlichen Schmerze allein sein zu können.

Früh Morgens, da der Hahn zum zweiten Male krähete,

war Alles bereits schon auf den Beinen im Hause, — die Gesellen des Meisters Rösselmann stunden in schmucker Sonntagsjacke unten im Hofe, den Sohn des Meisters erwartend, dem sie das Geleit geben wollten. Der aber nahm oben Abschied von Vater und Mutter, Schwester und Bruder, denn als Schwester hatte er von jeher sein Bäslein geliebt.

Gertrud stand mit qualvollem Herzen dabei, da die Mutter weinte und des Vaters Stimme zitterte, als er dem Scheidenden den Segen gab, — aber keine Thräne quoll in ihr Auge. Da bot ihr junger Vetter nochmals Allen die Hand, gab den Abschiedsgruß und sagte:

„Behüt und gesegn' Euch Gott, lieb' Vater und Mutter und lieb Brüderlein! Ade lieb Schwesterlein, und sei mir nicht böse, Trudele, weil ich jetzund scheide!"

Da weinte das arme Kind wieder und konnte sich nicht länger halten und sagte:

„Ich bin Dir ja nicht böse, wenn Du es nur mir nicht bist. Ade, ade, und vergeß uns in der Fremde nicht, wohin Du in Gottes Schutz auch kommen mögest!"

„Ich will Dich nicht vergessen, lieb's Trudele, und Deiner wohl als ein werth Schwesterlein allezeit und aller Orten gedenken! Ade, Ade!"

Die Gesellen im Hofe empfiengen ihn jetzt, nahmen ihn in die Mitte und mit Sang und Klang ging es die Straße hinab zum Thore des Städtleins hinaus, daß sich alle Fenster öffneten, um dem scheidenden jungen Bürger den Abschiedsgruß zuzurufen. — Im nächsten Dorfe schieden nach

einem trefflichen Valettrunk die braven Gesellen seines Vaters von ihm, nachdem er ihnen noch viele Grüße an die daheim mitgegeben; und unser Hanns wanderte nun allein in die Fremde hinaus. An jenem Tag erinnerte er sich gar sehr an die freundlichen Worte und Mienen seines Bäsleins und an ihr heftiges Weinen beim Scheiden. Ja es kam ihm zum Östern auf seiner Wanderung, bei welcher er das Elsaß die Kreuz und die Quer durchwallte und Straßburg, Hagenau, Weißenburg und Schlettstadt gesehen hatte, die Sehnsucht nach dem freundlichen Thun und Blick eines lieben Mägdeleins an. Es trieb ihn wieder in die Gegend seiner Heimath und so kam er nach Colmar.

In Colmar sah zu dem Hause des Schultheißen, so auch Gerbermeister gewesen, ein wunderholdes Mägdelein heraus, als der junge Gerbergesell des Weges kam, — und jenes war des Schultheißen Töchterlein. Da kehrte der Geselle ein und sagte:

„Gott grüß Euch, schön Jungfräulein! Wo ist Euer werther Vater?“

„Der Vater sitzt d'rinnen in der Stube, — wollet nur hereintreten, junger Gesell,“ erwiederte mit freundlicher Gebärde das Mägdelein.

Da ging er in die Stube zu dem alten Schultheiß und sein freundlich verständig Wesen gefiel dem Meister, also daß er ihn in die Zahl seiner Gesellen und in sein Haus aufnahm. Und beide Theile wurden miteinander zufrieden, und der junge Rösselmann galt bald als der klügste, geschickteste und stärkste Gerbergesell in der Stadt, und beim

Zunftspiel war der Preis allezeit sein, daß er hoch in Ehren stund bei allen Genossen. Auch die Jungfrauen der Stadt wollten ihm wohl, aber sein Sinnen und Denken stund auf keine andere, denn auf seines Meisters holdselig Töchterlein, die schöne Kunigund. Die war aber auch gut und freundlich und liebselig mit ihm, daß er im Herzen schwor, keine andere sein Leben lang zu minnen, denn sie. Auch der Meister war ihm gut und hielt ihn wie einen Sohn, so daß er das Geschäft der Gerberei ganz in seinen Händen ließ und ihn auch bei Gelegenheit zum Öftern in seinen Obliegenheiten als Schultheiß der Stadt gebrauchte. Da nahm ihn eines Tages der alte Herr auf die Seite, ließ einen guten Wein bringen und sie setzten sich neben einander und tranken, bis der Alte anhub:

„Lieber Gesell, Du bist mir und meinem Hause viel werth geworden, also daß ich dich ungern scheiden sähe, wo Dir je Dein Sinn wo anders hin stünde. Ich bin alt geworden und mürbe, denn Zeit und Mühe hat lang und hart auf mir gelegen. Ich habe ausgehalten in Gottes Namen bei diesen schlimmen Zeitläuften — aber es wird jetzt wohl nicht mehr gehen, — das, was nachkommt, bedarf eines kräftigeren Widerstandes als der meinige sein möchte, — denn siehe: Kaiser Friedrich, unser mächtiger Herr, mag auch nun mürbe sein, — die Schelme in Welschland haben ihm 's Leben und Herrschen verleidet, und von seinen deutschen Landen will er auch nicht viel wissen, also daß er d'rüben in Welschland Kraft und Zeit hat vergeudet. — Der König Konrad, sein Sohn, ist nicht der gewaltige

Herr, wie sein Vater, und die Fürsten und Herren sind arg widerspenstig, also daß die böse Zeit, von der ich rede, für unser Land und diese gute Stadt nicht lange mehr ausbleiben wird. Da wird auch mein Haus eines starken Schirmers bedürfen und mein Töchterlein eines Ehegemahls, so ihr das erhält, was meines Vaters Hand und die meinige ihr in Redlichkeit erworben. Du warst seither treu und gut, — ich frage Dich nun, ob Du meiner Gunde einen Gemahl, wie ich ihn wünsche, schaffen willst, wo ich nicht mehr am Leben bin?"

Der Geselle stund bei diesen Worten, die er deuten konnte, wie er wollte, unschlüssig und verwirrt da.

„Wie? Du zögerst? Sollte ich mich geirrt haben?" fragte der Alte, selber in Verlegenheit gerathend, den Gesellen und sich selbst.

„Wohl, wenn Du bereits ein ander Lieb hast und meine Gunde verschmähest, so kann ich nicht dawider, so leid mir das thut, Geselle!"

„O nein, lieber Meister, Vater —," rief dieser jetzt in höchster Freude, — „ich habe kein ander Lieb im Herzen, denn Euer holdselig Töchterlein, und wo sie mein eigen, will ich mich schon hier auf Erden im Himmel wähnen."

„Das denk' ich auch!" schmunzelte der Schultheiß und fuhr fröhlich fort: „Ich weiß, daß Du meiner Gunde viel lieb und werth bist, und ich habe Dich vor allen andern erkannt, daß sie Dir allein's gebühre. Und daß sie Dein eigen sein will, wird sie Dir wohl selber schon gesagt haben."

In Freude und Lust eilte andern Tages schon der wackere

Gesell seiner Heimath zu, um Vater und Mutter sein Glück zu verkünden, auf daß sie sich mit ihm freuen möchten. Und in des Meisters Haus zu Türkheim war heller Jubel über die Ankunft des glücklichen Sohnes. Nur Eine weinte derhalben stille Thränen und mochte ob der frohen Nachricht nicht fröhlich sein. Das war das arme Bäslein im Hause, die stille und sanfte Gertrud.

„Warum so traurig und trüben Herzens, lieb Trudele?" fragte der Glückliche in gar milder, freundlicher Rede und griff ihre Hand. „Willst Du Dich nicht freuen, daß ich wieder gekommen und mit solch froher Botschaft?!"

„O, daß Du Dich glücklich fühlst, glaub' es sicherlich, das freut mich von Herzen, aber — —" aber sie selbst hätte ihn so gerne glücklich gemacht, dachte Gertrud, und konnte es doch nicht sagen.

„Du sollst bei der Hochzeit neben meiner Gunde stehen, Trudele, — sollst allein mir alles mein Linnenzeug zur gebührlichen Ausstattung durch Deine Hand schaffen und bereiten, ja, — wenn Du willst, magst Du in meinem Hause wohnen und die holde Gunde wird Dich halten wie ein herzig lieb Schwesterlein. Denn sie ist gut und sanft wie Du, und sie ist schön und liebselig wie keine andere!"

So sprach der Frohe, denn er wußte ja nicht, wie weh' er mit solcher Rede seinem Bäslein that, und er sah ja nicht, wie ihr armes Herz in Wehleid und Trauern zuckte, als er ihr sein Glück erzählte. Auch sah er die Thränen nicht, die auf die Linnen fielen, welche sie ihm wob und bleichte und wie sie seufzte und weinte, da sie ihm die Hemden und

Tücher nähete zur stattlichen Mitgabe für seinen herannahenden Hochzeitstag.

2.

In der wilden Zeit des Interregnums, wo kein Kaiser im Reiche herrschte und Jeder that, was ihm wohl gefiel, da fühlten die Städte am Rheine wohl, daß sie nur durch Zusammenhalten und entschiedene Kraft sich den Angriffen der Herren und Fürsten im Lande erwehren möchten. Die Straßburger und Speierer lagen mit ihren Bischöfen und dem wilden Adel umher in harter Fehde und gleich ihnen die meisten der andern Städte. Solche Noth stählte die Kraft und den freien Bürgersinn ihrer Bewohner und das Städtewesen ging erkräftiget und blühend aus dieser Zeit der willkührlichen rohen Kraft hervor, weil die Bürger Gleiches mit Gleichem zu vergelten wohl gelernt hatten.

Zu jener Zeit, 1261, da die Straßburger den tapferen Grafen Rudolph von Habsburg zu ihrem Kriegshauptmann und Feldobersten erkoren, bekleidete zu Colmar das Amt eines Schultheißen Hanns Rösselmann von Türkheim. Der alte Schultheiß war gestorben, und die zwei folgenden dieses Amtes hatten sich allweg nur bei dem Schwiegersohn desselben Raths in ihrer Pflicht erholt, dieweil Herr Hanns Rösselmann ein gar verständiger und hochgeachteter Bürger bei männiglich in gutem Ruf gestanden. Und als nochmals die Wahl vorgenommen wurde, da wählte ihn die Bürgerschaft als den tauglichsten und würdigsten zu ihrem Schultheißen. Jetzt war sein hauptsächlich Streben darauf gerich-

tet, seiner Stadt die bürgerliche Freiheit zu sichern und der Parthei, welche in der Gemeinde dem Bischof von Straßburg, Walther von Geroldseck, anhing, entgegenzuarbeiten. Wohl wußt' er, daß Kaiser Friedrich II. und zuletzt noch König Richard von Cornwallis die Stadt wie alle andern im Elsaß unter der Bischöfe Aufsicht gestellt hatten, — aber mit Recht glaubte er den ungegründeten Forderungen und dem Versuche jenes stolzen Prälaten, sich ganz in Besitz und Eigenthum der Stadt zu setzen, mit all' möglicher Kraft entgegentreten zu müssen.

Doch war die Gegenparthei in der Stadt, welche ihn verläumdete, als suche er die Armen zu unterdrücken, den Adel auf die Seite zu schaffen und sich selbst und die Seinigen zu erheben, so groß und stark, daß es all' seiner Festigkeit und Vorsicht bedurfte, um sich in seinem Amt zu halten. Auf die Kunde des Zwiespalts zwischen den Straßburgern und ihrem Bischof schloß er im Namen der Bürgerschaft ein Bündniß mit dem Rath zu Straßburg ab, als seinen „lieben und besonders guten Freunden," wie er denn auch durch großes Verdienst um das Wohl der Stadt und durch seine ausgebreitete Verwandtschaft von dem Vater seiner Frau her noch immer großen Einfluß ausübte. —

So kehrte er eines Tages aus dem Rathshofe heim zu seinem Hause, — es war eine Sitzung voll wildem Sturm und Geschrei gewesen, wie noch nie vorher, und die bischöfliche Parthei im Schooße des Raths hatte den Mund gar voll genommen und einen trefflichen Lärm vollführt. Insonderlich war ihm einer vom Adel, der von Rathsam-

hausen, mit starker Rede entgegengetreten. — Mit kummervollem Herzen ging er die Straße hinab, als ihm ein armer Mann aus der Stadt, der als fauler, hinterlistiger und tückischer Mensch bekannt war, in den Weg trat.

„Gebt mir einen Groschen, Schultheiß!" sprach ihn der Unverschämte an, so sichtlich im Rausche stack, obwohl es noch nicht vollends Mittag war. „Gebt mir einen Groschen, daß ich trinken kann, wie mir's gefällt, so wie Ihr auch!"

„Wie Schelmenjörg? Grober, schlimmer Gesell!" fuhr der Schultheiß heraus, der ohnedieß nicht in gar frommer Laune war. „Willst Du von and'rer Leute Gut zehren in Deiner Schlemmerei!?"

„Was zum Teufel, Schultheiß, schwatzt Ihr daher und führet harte, starre Rede!" entgegnete der freche Bube, indem er sich vor Rösselmann mit eingestemmten Armen hinstellte. „Man kennt Euch und Eure Sippschaft wohl auch und wo Ihr hergeloffen seid, daß Ihr vom Gute dieser Stadt zehren möget. Wir andern dürfen darob darben oder Gras fressen, — aber das möcht' Euch noch bös auf die Kippe geh'n, Mann! Denket nur an den Schelmenjörg, so es Euch gesagt!"

Was wollte der Schultheiß dem Betrunkenen gegenüber machen? Er verschluckte seinen Zorn, dieweil er doch an einen Unwürdigen verschwendet gewesen wäre, warf dem Bettler einen Groschen hin, indem er sich mit Verachtung abwandte und seinem Hause zuschritt. Der Elende hob das Geld höhnisch auf und rief dem Weggehenden nach: „So kommt man dem hochnasigen Gesellen an! Oder soll ich

ihm gar Dank wissen, daß er mir gegeben, was er der Stadt tausendfach gestohlen? Warte nur, Männlein, wir kommen Dir noch weidlicher auf den Hals!"

Der Schultheiß kam mit trauriger und unmuthiger Gebärde heim und setzte sich neben sein theures Gemahl und seine Kinder an den Mittagstisch, um mit seinen Gesellen, Knechten und Mägden und von ihnen umgeben sich zu dem nachfolgenden Tagwerk zu erkräftigen. Er wurde heiterer in seiner Familie Mitte, sprach freundlich mit Weib und Kind und den treuen Gesellen, und mochte es nicht unterlassen, ihnen seine Noth zu klagen.

„Ich habe Zeit, Mühe und gute Laune unserer Stadt gewidmet," sagte er. „Ließ mich kein Ding, auch das schwerste nicht, zu ihrem Heil verdrießen, und nun ist der Lohn, daß man mich der Herrschsucht, des Übermuths, ja der Untreue und der Verschwendung im Amte zeihen will!"

„Das sagen wohl auch nur die Spitzknechte und Heimtücker!" sagte der Altgeselle, eine gar ehrliche und treue Haut, von seinem Platz über den Tisch herüber.

„Wo Du die Geschlechter unserer Stadt also nennen willst, magst Du recht haben," fuhr der Schultheiß fort. „Sie ließen mich ihre Meinung im Rathe wohl verstehen, und was sie gedacht, das mußt' ich von dem trunkenen Schelmenjörg auf der Straße laut hören."

„O laßt Euch ihre Meinung nicht verdrießen, Herr Meister!" entgegnete wiederum der Altgeselle, als Wortführer seiner Mitgesellen. „Ihr seid ein gar braver, frommer Mann, — das wissen alle Leute wohl, und wer etwelches

Anderes wissen will, dem soll die Schalkshaut weidlich von Eurem Altgesellen gegerbt werden, daß er dessen genug kriege!“

In demselben Augenblicke fragte des Schultheißen Gemahl, die fromme Frau Kunigunde, ihren Mann, was das für ein Lärm auf der Straße wäre, da sich jetzt etliche laute, unehrerbietige Stimmen vor dem Hause vernehmen ließen. Da sprang einer der Stadtknechte, so am Thore stunden, in die Stube, — sein Anblick deutete nichts Gutes. Mit keuchender Stimme rief er: „Herr Schultheiß, rettet Euch! Ihr seid verrathen!“

„Was gibt's, Geselle! sag' an!“ fragte unerschrocken Herr Rösselmann.

„Die Bischöflichen sind in die Stadt gedrungen, und haben die Oberhand, — die Bürgerschaft hält's mit ihnen, — fliehet, es geht Euch an Freiheit und Leben!“

„Will's Gott, so ist dem nicht so!“ entgegnete gleichmüthig der Schultheiß, um seiner aufschreienden Frau Muth einzuflößen. Während er aber an's Fenster trat, um auf die Straße sehen zu können, rief der Altgeselle den andern zu:

„Wahrlich, sie sollen sich hüten, dem Meister ein Leid zu thun! Wir wollen ihnen die Knochen zu lauter Brei zerschlagen, wo sie ihm zu nahe treten! Darum fort jetzt in die Rüstkammer!“

Die Bischöflichen hatten wirklich mit Hülfe des gemeinen Volks die Oberhand in der Stadt gewonnen und ihre Pläne ganz in der Stille und mit Geschick ausgeführt,

— bedräuliche, grobe Worte schollen von der Straße herauf und Rösselmann sah, daß es zu spät war, Sturm zu läuten und die ihm treue Bürgerschaft aufzurufen, da die Mauern, Thürme und Thore der Stadt in der Feinde Hände waren.

„Was wollt Ihr? Was ist Euer Begehr?“ rief er derhalben aus dem Fenster auf die Straße, die von tobendem Volk gefüllt war, durch das sich einige vom Adel hoch zu Roß drängten, während am Thore des Hauses kühnmüthigen Herzens sich die Gerbergesellen aufgestellt hatten und den Andringenden Furcht genug einflößten. Als sich der Schultheiß am Fenster zeigte, legte sich der Tumult, und der von Rathsamhausen beeilte sich, von seinem Streitroß Rösselmann's Frage zu beantworten.

„Hanns Rösselmann, Ihr sollt Euer Amt, das Ihr unwürdig geführet, alsbald niederlegen und aus der Stadt weichen!“ sagte der Edelmann in stolzer Rede.

„Ist das der Wille unserer Bürgerschaft?“ sagte der Schultheiß.

„Es ist der Wille unseres gnädigen Herrn, des Bischofs und Aller derjenigen, so Eure Ränke und Anschläge, mit welchen Ihr der Wohlfahrt dieser guten Stadt widerstrebt habt, erkannt haben! Beeilet Euch, diesem gerechten Begehr zu folgen, sonsten Ihr anderswie hiezu gezwungen werden möchtet!“

„Wohl, Herr Friedrich von Rathsamhausen, — Ihr dürft heute eine gar hochgemuthete und stolze Rede führen. Ich weiche nur der Gewalt, so Ihr heute in Händen habt, und nicht im Bewußtsein meiner Unwürdigkeit oder Billi-

gung Eueres und Eueres gnädigen Herrn Verfahren. Ich rufe Gott und Alle, so noch mit redlichem Herzen hier versammelt sind, zum Zeugen an, daß ich — —"

„Macht keine Worte, Meister!" rief ihn unterbrechend sein Gegner. „Sputet Euch, wo Ihr's gut mit Euch selbst meinet, und macht, daß Ihr diese Stadt verlasset, in die Ihr als Fremdling gekommen seid!" —

Und so mußte er Abschied nehmen von Weib und Kind, die er dem Ohm seiner Frau, dem Domherrn zu St. Martin in Schirm und Schutz empfahl, und wich aus der Stadt mit Trauer im Herzen ob dem Undank seiner Mitbürger.

3.

Mehrere Wochen waren vergangen, seitdem der Schultheiß Rösselmann in der Verbannung war; der von Rathsamhausen war Schultheiß geworden und nur erklärte Anhänger des Bischofs saßen im Rathe, welche denn auch nur auf ihres Schutzherrn Vortheil und Nutzen bedacht waren. Das Haus Rösselmann's aber stund leer, seine Werkstätte lag stille, denn die Meisterin war in ihres Oheims, des Domherrn Haus gezogen, und da gingen die armen Gesellen aus der Stadt, sich andere Meister zu suchen, und nur Einer blieb und wollte nicht weichen, — das war der treue Altgeselle. Er mochte die Hoffnung nicht aufgeben, seinen Meister nochmals als Schultheiß in der Stadt zu sehen, und ging und trug diese Hoffnung in die Herzen derjenigen Bürger, von welchen er wohl wußte, mit welcher

Sehnsucht sie ihres vertriebenen Schultheißen gedachten, und das waren ihrer die große Mehrzahl in der Stadt.

„Seid getrost, liebe Frau Meisterin!" konnte dann der fromme Gesell sagen, wenn er in des Domherrn Haus kam und sie in ihrem Leide traf. „Seid getrost, Euer Herr wird wieder kommen, ehe Ihr nur daran glaubet. Die Bürgerschaft erinnert sich seiner wohl, und erst gestern hat mir der Küfermeister Leitmann gesagt, da er mir von seinem Besten zutrank, daß man nur die Gelegenheit abwarte. Zur Zeit ist freilich die Schelmenbrut noch auf der Hut, aber 's kommt schon ein Tag, wo wir's ihnen einträнken wollen!"

„Habt Ihr nichts von meinem Herrn vernommen, treuer Gesell?" fragte auf diese Reden die Frau Kunigunde mit Schluchzen.

„Ja, daß er wohl ist und bald bei Euch zu sein gedenkt!"

„Und wo weilt er jetzt?"

„Wohl nur an gutem Ort! Etzliche sagen zu Straßburg seine Freunde aufzubieten, Etzliche reden, daß er bei den Grafen von Habsburg weile, so nun auch dem Bischof abgesagt haben. Gewisses aber weiß man nicht zu sagen!"

„So erfüllet mir eine Bitte, guter Gesell, und gehet, meinen Herrn aufzusuchen, auf daß ich sicher wisse, wo er zu treffen. Saget ihm, daß ich in Herzeleid hier weile und die Kinder nach ihrem Vater schreien, und daß ich zu ihm kommen wolle, auf daß ich wohne, wo er wohnt. Vielleicht trefft Ihr ihn zu Türkheim, in seiner Geburtsstadt, —

gehet hin zu unserer Base Gertrud, die wird Euch wohl Kunde geben können!"

Und des nemlichen Tages noch ging der Geselle zum Thor hinaus, seiner Meisterin Bitte nachzukommen. Er war noch keine halbe Stunde von der Stadt weg, als er auf dem Hohlwege eine Frau in der Tracht der Landstädtchen im Elsaß daherkommen sah. Vor ihm hin aber trollte die zerlumpte und verdächtige Gestalt eben jenes Schelmenjörgs aus der Stadt, welcher den Schultheiß an dem verhängnißvollen Tage angebettelt hatte. Als dieser Elende der nahenden Frau näher gekommen war, sah er sie scharf und nach seiner Art unverschämt an. Dann fing er an:

„Aha! Da ist ja wieder Eine von der Sippe! Was hast Du wohl Sauberes in unsere Stadt zu melden, Dirne?"

„Gelobt sei Jesus Christus!" stammelte das Weib und ließ dieß halb als ihren gewöhnlichen Gruß, halb als Stoßseufzer gelten, und suchte mit diesen Worten an dem Elenden vorbeizukommen. Der aber war nicht gleicher Meinung und rief ihr den Weg versperrend:

„Oho! So kommst Du nicht durch! Woher des Wegs und wohin? Oder halt, ich weiß das schon, — hab' ich Dich doch bei der Hochzeit des hergeloffenen Schultheißen gesehen." Damit hatte er die Arme am Kleide gepackt und hielt sie fest. „Ja, ja, Du bist's schon, — nur ist das Fell trocken und runzlicht worden, — aber die Larve noch immer so schmerzhaft, als hättest Du Galle getrunken. Schrei nicht, oder ich geb Dir das Messer da zu fressen

und heraus mit dem Silber- und Kupferblech, bevor Jemand kommt. Du magst nur wissen, daß Du hiermit nur für zwei Monde Zinsen zahlst von dem, was der Schultheiß von uns genommen. Ja merk Dir's, 's wird bald die Zeit kommen, wo ich wieder in dem Hause wohne, allda mein Großvater gewohnt und aus dem meinen Vater des Schultheißen Schwiegervater getrieben, da er ihm den Plemper schuldete."

Unter diesen Reden hatte der Elende alle Taschen seiner Gefangenen durchsucht und ihr die silbernen Spangen vom Mieder und Kopf gerissen. Jetzt aber fühlte er sich mit einmal von kräftiger Faust gepackt und wider den Rand geworfen, daß ihm alle Rippen krachten und er nicht sogleich wieder aufzustehen vermochte, — die Befreite aber in herzlichem Danke zu Gott und ihrem Retter sich erhob.

„Hat Euch der Elende wehe gethan, gute Frau?" fragte der Altgeselle, sich zu dem armen Weibe wendend.

„Ich bin nicht geschädigt, Herr, als was er mir vom Kleid und Haar gerissen, — Gott und Euch zu danken!" entgegnete die Frau und richtete sich auf, weiter zu eilen.

„Wollt Ihr mir nicht sagen, woher Ihr kommt?" fragte freundlich der Geselle. „Es ist mir, als hätt' ich Euch schon einmal gesehen!"

„Es könnte sein, aber wenn Ihr Euer gutes Werk krönen wollt, so erlaßt mir die Antwort und erlaubt, daß ich meines Weges gehe!" bat die Wanderin.

„Daran sollt Ihr nicht gehindert sein, — ich meinte

nur, Euch bei der Hochzeit meines Meisters vor zehn Jahren gesehen zu haben. Wenn das wäre, würdet Ihr mir einen Gang ersparen können; und d'rum sagt, ob Ihr nicht die Base Gertrud von Türkheim seid?"

Die Frau schaute ihn groß und mit bestürzter Gebärde an. Dann fragte sie: „Wer seid denn Ihr Herr? Aber laßt mich jetzt, denn seht, der schlimme Gesell dorten kommt wieder auf die Beine!"

„Der wird Euch jetzt wohl in Ruhe lassen, solang der Altgesell des Schultheißen bei Euch weilt. Seht, der bin ich, und wurde von der Frau Meisterin ausgeschickt, nach dem Herrn zu suchen!"

„Dann geht mit mir nur wiederum in die Stadt zurück!" sagte mit wichtiger Miene die Frau und griff ihn an der Hand. „Auch an Euch geht meine Botschaft, daß Ihr machen sollt, — Euer Herr wird bald kommen und will's Gott, bleiben!"

„Nun dann, allen Himmeln Preis!" rief der Altgeselle freudig und kehrte an der Seite der Frau, als die untergehende Sonne das Münster zu St. Martin roth malte, nach dem Thore der Stadt zurück.

Freude und Bangen herrschte an jenem Abende in allen Herzen im Hause des Domherrn, als Base Gertrud solch willkommene Botschaft brachte, wenn sie auch nicht mehr wußten, außer dem Domherrn selber, als daß jetzt der Vater und Meister im Schutze der Grafen von Habsburg weile und bald und sicher in die Stadt kommen wolle. — Aber die Nacht ging herum und der Vater kam nicht. Der andere

Tag ging hin, und brachte in den Hof des Domherrn nichts, denn ein großes Weinfaß, das die Leute des Küfermeisters Leitmann aus einem benachbarten Dorfe hereinfuhren, weil allda der Domherr einen Keller hatte. Verzagend, da es schon Abend war, zog sich Frau Kunigunde mit dem kleinen Walther, wie ihr Söhnlein hieß, in ihr Gemach zurück, und weinte. Da trat die Base Gertrud ein, ging auf sie zu und sagte:

„Warum weinst Du, Gunde, wo Du fröhlich sein solltest?"

„Ach, Gertrud, Du hast mir ob meinem Herrn wohl falschen Trost gegeben. Du weißt es auch nicht, wo er weilt, — o, vielleicht ist er gar schon — —"

Die Verzagende konnte vor Schluchzen nicht weiter reden; Gertrud aber, mit dem frommen, wehmüthigen und Gottergebenen Ausdruck im Antlitz, blickte die Mutter und ihr Kind eine Zeit lang an, als ringe sie mit einer inneren Bewegung; und als die Schluchzende wieder anfieng: „O Du weißt es nicht, wie man ihn lieben muß, Gertrud, — Du kannst mein Leid nicht kennen und fühlen!" da sprach die arme Gertrud: „Er lebt und ist gesund!"

„Und wo weilt er, — sag' es, — ich bitt' Dich um der Wunden Christi willen!"

„Hier in diesem Hause! Aber willst Du ihn nicht seinen Feinden ausliefern, so verhalte Dich ruhig!"

Damit ging die Base wieder hinaus und überließ Frau Kunigunde ihren Gefühlen, Hoffnungen und Zweifeln.

Gertrud, die sanfte, stille Gertrud hatte seit der Hoch-

zeit ihres Vetters ihr ruhiges Leben in dem Hause des alten Rösselmann zu Türkheim fortgeführt. Nur die stete Wehmuth ihres Herzens und die bleichen Züge kündeten den Gram und das Leid ihrer Seele, — sonst war sie mild und gut wie immer. Da starb der alte Rösselmann und seine Frau folgte ihm, so daß das Haus auf den jüngeren Sohn überging, der sich eine von den Töchtern des Städtleins erwählt hatte, — und nun war der armen Gertrud das Leben daselbst verleidet und pochenden Herzens war sie aus dem Hause geschieden, wo sie so viel Gutes genossen, um endlich dennoch den oft wiederholten Einladungen der Frau Kunigunde zu Colmar Folge zu leisten. Der Zufall hatte sie mit ihrem Vetter zusammengeführt und alsbald hatte sie's übernommen, seine Aufträge in die Stadt zu bringen, aus der er verbannt war. Als sie nun nach dem Gespräch mit ihres Vetters Hausfrau in den Hof kam, waren gerade der Altgeselle und der Küfermeister unter des Domherrn Aufsicht beschäftigt, das hereingebrachte Faß mit Vorsicht in den Keller zu bringen; Gertrud folgte, und man ließ sie, als in das Geheimniß eingeweiht, mitfolgen, während des Küfermeisters Gesellen selbst wieder heimfuhren. Der Altgeselle konnte sich bei der Schwere des Fasses nicht enthalten, zu erproben, ob es voll oder leer, und pochte an.

„Schade!“ sagte er bei dem hohlen Klang. „Schade, daß ein so schönes Faß nicht gefüllt ist!“

„O, es enthält schon guten und ächten Stoff!“ antwortete lächelnd der Domherr. „Macht nur das Faßthürlein auf und Ihr sollt es selbst sehen!“

„Das müßte doch mit Wundern zugehen!“ meinte der Altgesell und klopfte noch einmal wider die Dauben, daß es hohlen Klang gab. In selbem Augenblicke aber fiel das Thürlein des Fasses von selbst heraus und ihm folgte — der Kopf des Schultheißen und dann sein ganzer Leib.

„Der Henker halt's da innen länger aus!“ rief er hart aufathmend, als er gesund und frisch vor seinem erstaunten treuen Gesellen stand. „Jetzt an 's Werk, ihr Lieben alle, und seid mir recht herzlich gegrüßt! D'raußen vor der Stadt stehen in diesem Augenblicke unsere Freunde, Graf Gottfried von Habsburg, des Straßburger Kriegshauptmanns Bruder, mit seinen Mannen, und sie warten nur auf ein Zeichen von uns. Sammelt in heimlicher Eile so viel unserer befreundeten Bürger in der Stadt, als ohne Aufsehen möglich, und heißet sie Strohhaufen vor ihre Häuser auf die Gasse legen, — ich aber will nun an 's Thor, allwo ich den Pförtner leichtlich gewinnen will. So, jetzt eilet fort, meine lieben Freunde und thut, wie ich Euch gesagt, — Du aber, gute, herzliebe Gertrude, was macht mein Weib und Kind?“

„Sie sind wohl und gesund!“ sagte diese, und mit einem innigen: „Gott sei Lob und Dank!“ eilte nun der wieder Heimgekommene bei der angebrochenen Dunkelheit der Nacht hinaus auf die Straße, seinen Plan auszuführen.

Die Wächter am Thore, so ihren alten Herrn noch nicht vergessen hatten, waren schnell gewonnen, sie gaben die Schlüssel her und das Thor flog sparrenweit auf. Jetzt

steckte Rösselmann ein Bündel Stroh an einen Spieß, zündete es an und hob es hoch über die Mauer. Da rasselten die auf zwei Ackerslängen von der Stadtmauer haltenden Reisigen über das Feld herüber, stürmten ungehindert durch das Thor, drangen ungestüm in die innere Stadt und laut erscholl der Kampfruf:

„Habsburg hie! Habsburg!“

Hell flackerten jetzt die Strohhaufen in den Straßen auf, um in der Dunkelheit der Nacht besser handeln zu können, und die erschreckte Bürgerschaft sah beim zitternden Strohfeuer die blinkenden Waffen der fremden Krieger, und wußte nicht, was sie beginnen sollte. Bald aber erkannte man, wem es galt. Die Feinde des Schultheißen Rösselmann fuhren bange aus dem ersten Schlaf auf und hörten Hufschlag, Waffengeklirr und das Geschrei der Habsburger; da war an keinen Widerstand zu denken, und unbekleidet, wie sie vom Lager stiegen, versuchten sie die Flucht über die Mauern. Den Meisten gelang es, die Andern aber fielen den ergrimmten Kriegern in die Hände und fanden unbarmherzig den Tod.

Noch in selbiger Nacht aber jubelten die übrigen Bürger ihrem zurückgekehrten Schultheiß zu und begrüßten die Befreier von dem Joche der bischöflich Gesinnten. Auf den Händen trug man den wackern Rösselmann nach dem Rathshofe in den großen Saal, um ihn allda feierlich in seine Rechte und sein Amt wieder einzusetzen. Die kühnen Krieger aber wurden nach Gebühren gut bewirthet die ganze Nacht hindurch, und als man am frühen Morgen aufbrach,

um an das Tageswerk zu gehen, da schmetterten vor dem Thore schon befreundete Trompeten und ein Herold, so durch die Straßen ritt, verkündete die Ankunft des ehrenvesten, edlen und tapfern Grafen Rudolph von Habsburg und Kyburg, Landgrafen des obern Elsasses, Hauptmanns und Panierherrn der freien Städte des Reiches Straßburg und Zürich.

4.

Es hatte schon den ganzen Tag heftig gewettert und gestürmt, und der kalte Nord jagte die Schneeflocken in wilder Flucht über die Giebel und Schornsteine der Stadt und um die Zinnen des Münsters. Wer daheim bleiben konnte, blieb daheim am warmen Heerde, und so saß denn auch der Schultheiß von Colmar, der wackere Gerbermeister Hanns Rösselmann in der heimlichen Wohnstube mit seiner Familie, während unten im Hofe und in den Schuppen der Werkstätte trotz dem ungestümen Wetter lustiger Gesang der fleißigen Gesellen erscholl. Frau Kunigunde und Base Gertrud saßen mit dem Rocken am Heerde und spannen fleißig darauf los, der Meister aber schnitzte an Lanze und Bogen für den kleinen Walther, der zwischen seinen Knieen stund und ungeduldig zuschaute. Dabei schwatzte Herr Rösselmann in aller Gemüthlichkeit mit dem Knaben, mit seinem Weibe und der Base Gertrud. Eben sagte er wieder:

„Ja, ja, ich sag' es immer wieder, der Altgesell hat ein Aug' auf Dich, liebe Gertrud! Da müßt' ich doch blind sein, wo ich das nicht merken würde, da der ehrliche Gesell

kein Faltlein seiner Seele vor mir verheimlichen könnte. Und Du wirst doch selbst schon Dich überzeugt haben, wie er Dir wohl will, wenn er Deiner am Thore des Münsters wartet, um Dich aus der Messe heim zu geleiten, — wie er im Dom selber zum Öfteren seine Augen dahin wendet, wo Du kniest, und wie — —"

„Da müßte man dafür halten, daß auch ich während des heiligen Gebetes meine Augen umschweifen lasse, um nach ihm zu sehen, wo ich solches bemerken soll!" sagte ernst die bleiche Base und blickte nur auf, um ihrem Vetter einen fast vorwurfsvollen Blick zuzusenden. „Du wolltest doch nicht also von mir denken, Vetter Schultheiß!"

„Nun, und was hätt' es so Großes auf sich, Gertrud?" fragte der Schultheiß sichtlich in guter Laune. „Ich weiß, daß ich es dereinst gerade so gemacht, und meine Gunde wird's wohl auch nicht läugnen, daß sie ihre Äuglein öfters nach mir wandte, wenn sie, wie das Röslein im Kranz, unter den andern Mägdelein im Gebete lag. Bin damals auch des Sonntags oder Abends in der Freistunde lieber daheim geblieben in der Stube, wo mein Lieb weilte, als mit den andern auf den Trinkstuben gelegen, — gerade wie jetzt auf einmal der gute Gesell, seit Du in unserm Hause weilst. Sonst drängte es ihn auch nicht gar so sehr in das heilige Münster, jetzt aber rufen die Glocken kaum zum ersten Male Sonntags von den Thürmen, steckt er schon in der Feiertagsjacke, und man muß ihn nur sehen, wie er sich durch die nach dem Haus des Herrn Wallenden drängt, um im Dom in Deiner Nähe stehen zu dürfen und Dich beten

zu sehen. Denn das muß ich Dir sagen, daß Dein Anblick im Gebet schon den leichtfertigsten Gesellen fromm und gottesfürchtig machen möchte!"

Gertrud war aufgestanden, ihre Bewegung verborgen zu halten und machte sich am Erkerfensterlein etwas zu thun. Thränen stunden ihr in den Augen und ihr Herz schlug hörbar, während der Sturm an die Thüren und Wände pochte und die Flocken im wilden Getriebe durch die Straße jagte.

„Welches trübe, schlimme Wetter!" hub sie dann mit einem unterdrückten Seufzer im Busen an. Aber der Schultheiß ließ sich nicht ableiten und fuhr fort:

„Was hast Du, Gertrud, gegen den guten, treuen Gesellen, daß Du nichts von ihm hören willst? Er ist herrlichen Gemüths und fleißig und geschickt wie Keiner. Er mag nur ein halb Dutzend Jahre mehr haben denn Du, und wo Du es nur überlegst so wirst Du ihn nicht ausschlagen!"

„Schweige, Vetter, thu's mir zu Gefallen und rede so nicht weiter!" bat jetzt mit zitternder Stimme die Arme.

„Was hast Du gegen ihn, sag' es, Gertrud?" fragte ernster der Schultheiß.

„Nichts, gar nichts, — er ist ja treu und gut, wie Du sagst und wir Alle wissen! Horche nur, wie die Dohle an den Thürmen drüben im Sturme schreit! Das bedeutet nichts Gutes!"

„So vergelte seine Liebe zu Dir, — er ist es wohl würdig!" fuhr der Schultheiß immer ernster redend fort, und ohne auf den Versuch seiner Base in ein anderes Ge-

spräch einzulenken, geachtet zu haben. „Er ist Deiner wohl werth und kann Dich glücklich machen!"

Gertrud legte die Hände auf den gepreßten Busen und fing mit fast erstickter Stimme an:

„Willst Du mich also aus dem Hause haben, Vetter Schultheiß?"

„Gott wahr' mich vor solchen Gedanken! Ihr Beide müßtet, so lange ich am Leben bin, in diesem Hause wohnen! Nimm den guten Gesellen, Gertrud, nimm ihn!"

„Ich wollte ihn nehmen, wo ich je einem Manne die Hand reichen würde!"

„Dann willst Du eine Nonne werden und in's Kloster gehen?"

„Will's Gott, so lange nicht, als mir dieses Haus gerne ein gastlich Obdach gewährt!"

„Das sollst Du haben, so lange es einen Bürger in Colmar gibt, der den Namen Rösselmann trägt. Gottlob ist es mir gegönnt, Dir meine treue, gute Schwester eine ruhige Zuflucht zu gewähren! Der Stadt Schutz ist in sichere Hände gelegt und unsere Feinde mögen uns und die gewahrte Freiheit der Stadt begeifern, wie sie's wollen, — schaden werden sie uns nicht mehr viel, deß bürgt die Freundschaft der Bürgerschaft zu Straßburg und der edlen Habsburger Herren, also auch unsere eigene Einheit, Kraft und Fürsicht. Bereits haben die Straßburger, Edle und Zunftgenossen, ihre Banner gegen unsere Feinde aufgeworfen und fliegen lassen, und ist es Gottes Wille, werden wir uns ihres Sieges freuen dürfen!"

So sprach der wackere Schultheiß vor seiner Familie, als stünd' er im Rathe und vor den Zünften; das war er so gewöhnt, wann es gerade sein Herz bewegte, von der Stadt Angelegenheiten auch im Schooße der Seinen zu sprechen. Jetzt aber stund er auf, stülpte den Filzhut auf's Haupt und warf den weiten Mantel um, indem er der fragenden Gattin bedeutete, daß er noch, obgleich es bereits schon Abend werden wolle, auf den Rathshof müsse.

Ein trübes, banges Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, überkam ihn, als er so zwischen den Häusern dahinschritt, um deren hohe Giebel und Firsten schauerig und gräulich der Sturm pfiff und ihm die Schneeflocken unter der Krempe des Hutes in's Gesicht trieb. Auf den Münsterthürmen zu St. Martin heulten und schrieen die Dohlen ganz ungeheuerlich mit dem tobenden Sturm um die Wette, — da hielt ihn Jemand am Mantel fest, daß er sich alsbald umwandte. Es war der Schelmenjörg, der neben ihm stand, wieder wie gewöhnlich in trunkenem Zustande, und der Schultheiß mochte sich wohl wundern, ihn zu sehen, da er seit dem glücklichen Handstreich, der die Stadt von den Bischöflichen befreite, sich nicht mehr hatte blicken lassen, So erschien der Elende heute dem Schultheißen in dessen ohnedieß trüber, ungewisser Ahnung gleich wie ein Bote des Übels und schlimmer Dinge, daß er sich nicht enthalten konnte, indem er mit Abscheu etwas zurücktrat, dem Trunkenen zuzurufen:

Wie? frecher, schlimmer Geselle, Du wagst hieher in die Stadt zu kommen und vor mein Antlitz zu treten?!"

„Bei Gottes Bart, ja, Hanns Rösselmann von Türkheim!" rief mit verächtlichem, höhnischem Ausdruck der Bube. „Ich wag' es Euch unter die Nase zu stoßen, als dächt' ich an die Zeit, da Ihr daher gekommen seid in die Stadt, die Ihr und Euere Sippe auffressen wollt. Teufel auch, daß mich's nach meiner Väter Haus und Eurem Elend gelüstet, — daß ich da wieder wohnen will, wo mein Großvater gewohnt, und daß ich Euch Wucherpack hinauswerfen will auf die Straße, wo Ihr in Sturm und Wetter hungrig und elend wandeln möget! Ha! ha!"

„Da hast Du, was ich in der Tasche habe, und stille Deinen Hunger, — aber dann packe Dich Geselle, wo Du nicht in den Thurm wandern und Wasser trinken willst," sagte gutmüthig und den herabgekommenen Menschen bemitleidend der Schultheiß und wollte weiter.

Der Bettler untersuchte die Münze in Eile und hub wieder an:

„Wahrlich, Schultheiß! Ein Filz seid Ihr keiner! Aber Ihr wolltet mir gerne das Dutzendfache geben, wo ich Euch sagen wollte, was ich weiß!"

„Und was weißt Du?" fragte Rösselmann nochmals, sich umwendend.

„Nu, nu! Verschieden Ding!" erwiderte pfiffig und einfältig zugleich sich stellend der Bettler. „Ich weiß, daß es nichts Gut's bedeutet, wenn man einem Bettler, so ein Räuschlein hat, noch Geld gibt und wenn die Dohlen im Sturme vom Münster dorten schreien!"

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, wandte sich jetzt der

Meister von dem Gesellen und ging auf den Rathshof hin. Die Unruhe seiner Seele war wo möglich noch größer geworden, und ohne sich lange auf der Amtsstube aufzuhalten, machte er, tief den Hut in das Gesicht gedrückt und in den schützenden Mantel gehüllt, durch das stürmische, schneestöbernde Wetter die Runde auf den Mauern der Stadt, besah beim Dämmerlicht des Abends alle Thürme und sah bei allen Thoren und Pforten nach, um sich von der Wehrhaftigkeit der Werke und der Wachsamkeit der Wächter zu überzeugen. Am Steinenbruckthor stund ein alter, treuer Geselle und mochte sich wundern, da er den Schultheißen in dem gräulichen Wetter daher kommen sah.

„Gott zum Gruß, Herr Schultheiß!" sagte der Wächter und senkte den Spieß auf das Pflaster. „Ein schlimm, ungeheuerlich Wetter heute!"

„Ja, aber wird wohl nicht hindern, daß unsere braven Knechte nur desto wachsamer am Thore und auf den Mauern sind!"

„Ei, bewahre, Herr Schultheiß. Hab' nur Eurethalben das Wetter so genannt! Wir alte Kriegskatzen sind das schon so gewohnt und kümmern uns nicht mehr um den Sturm, als der alte Thurm da, den er vergeblich umwerfen wollte!"

„Hütet wohl, guter Gesell, — die Nacht wird finster und stürmisch sein, wo man eine Veste leichtiglich überlaufen möchte!"

„Hab't deß nicht Sorge, Herr Schultheiß! Ihr dürft ruhig schlafen!" — —

Daheim saß schon Alles wieder beim warmen Heerd bei-

sammen, — Frau Kunigunde und Base Gertrud, auch der Altgeselle war da und schnitzte in der abendlichen Feierstunde an dem Bogen und der Lanze des Knaben weiter. Mehr als einmal lugte er von seiner Arbeit auf, um nach der frommen Gertrud zu schauen, die ohne eine Silbe am Rocken saß und spann, während im Kamine der Wind pfiff und das Feuer, auf dem Heerde unruhig hin und her flackernd, fortknisterte und die Kohlen zusammensanken.

Da trat der Meister ein, spritzte den Schnee vom Hute und hing den Mantel auf.

„So!“ sagte er, um sich herschauend, „jetzt dürfen wir ruhig beisammensitzen und schwatzen nach Begehr, — die Wächter sind treu und wachsam und Thore und Mauern fest!“

Frau Kunigunde blickte mit besorgter Geberde nach ihrem Manne. „Hast Du Sorge ob einem Überfall, mein Lieb?“ fragte sie.

„Das nicht gerade, aber Fürsicht ist bei allen Dingen und allezeit gut!“ erwiederte der Schultheiß, dem Base Gertrud einen bittenden Blick zugeworfen hatte, damit er ja nicht wieder das Gespräch vom Abend erneuere. Er willfahrte ihr gerne und sprach von anderen allgemeineren Dingen und sagte endlich zu dem Altgesellen:

„Ihr Gesellen habt heute Nachmittag ein gar schön und trefflich Liedlein gesungen, so unser Freund, den sie den hochberühmten Herrn von Colmar nennen, zum Ersten hat erdichtet und gesungen! Gertrud, hol' ein Krüglein neuen Wein herauf, auf daß unserm lieben Gesellen das Singen besser gelinge!“

Gertrud holte das Krüglein und nach herzhaftem Bescheid that auch der Geselle nach seines Meisters Wunsch und sang die Weise, so dazumal im Elsaß erst war aufgekommen und von den fahrenden Sängern herumgetragen schon bei allen Reigen und Tänzen in Stadt und Land und auf allen Trink- und Zunftstuben gesungen wurde. Es heißt, unserm Deutsch angepaßt:

„Mir sind von den Kinden
Bis hieher meine Tage
Entflogen mit den Winden;
Ich wollt' von Herzen klagen
Könnt' es nur helfen, nun hilfet es nicht.
Was ich auch darum thäte,
So wär' es doch geschehen;
Dieß Leben ist unstäte,
Wie Ihr wohl selbst gesehen,
Wann es erlöschet der Tod, als ein Licht.
Wir soll'n uns bei Zeiten des Besten berathen:
Ergreift uns mit der Schuld die Nacht, so ist es zu spate!"

Der Altgeselle mußte immer wieder diese Verse des Liedleins singen, bis mit dem Wunsche der „guten Nacht!" sich Alle dem Schlafe überließen. —

Ruhig und sich dem Herrn befehlend hatten Alle sich niedergelegt. Mit Schrecken sollten sie aufwachen. — Das Haus des Schultheißen war nicht weit vom Steinenbruckthore entfernt und in der dämmernden Frühe, da noch Alles schlief, erscholl plötzlich unten am Hausthore der Ruf:

„Feinde jo! Feinde jo! Sturm!"

Rösselmann hörte es und glaubte zu träumen. Aber nochmals ertönte angsterfülltes Geschrei von der Straße

herauf: „Herr Schultheiß heraus! Bürger auf! Sturm! Sturm!"

Jetzt springt der Schultheiß vom Lager, wirft sich in ein Wamms, springt hinunter in die Gesellenstube und ruft:

„Auf, meine lieben und getreuen Knaben! Wappnet Euch — die Feinde sind da und dringen durch's Thor!" —

Wirklich hatten die Bischöflichen unter der Anführung des Herrn von Winegk und anderer Edelen der Umgegend im Vertrauen auf die Mitwirkung einiger Freunde in der Stadt, den Überfall bei Thoröffnung in der Frühe gewagt, die treuen, überraschten Wächter niedergehauen, und drangen eben in großer Anzahl in die Straßen der Stadt, indem sie laut das Losungswort des Bischofs von Straßburg hereinschallen ließen. Voraus rennen einige heißblütige Edele, und sind schon am Münsterplatze, während der Schultheiß Rösselmann sich an die Spitze seiner Gesellen und einiger benachbarten Bürger stellt.

„Hieher, hieher, meine lieben, guten Freunde!" ruft der wackere Mann den Gefährten zu. „Heut' woll'n wir zeigen, daß wir der Freiheit des Reiches würdig! — Mit Gott nur mir nach, wer an diesem Tage mit mir sterben und genesen will!"

Und damit ging es kühnmüthigen Herzens den andringenden Feinden entgegen. Frau Kunigunde lag daheim in der Stube in verzweifelter Angst auf den Knieen für des Gatten Leben zu beten, — Base Gertrud aber sprang an's Fenster und sah auf die Straße; ein verzweifelter Kampf hatte bereits begonnen und laut dröhnte Streitruf, Huf-

schlag und Schwertergeklirr an ihr bebendes Herz. Sie konnte aus dem fürchterlichen Getümmel in der engen Straße nichts weiter unterscheiden, als die erhobenen und mit kräftigen Streichen niederfallenden Schwerter und Streitäxte. Da hielt sie es in ihrer Angst nicht länger aus, warf einen Mantel um, und ohne recht zu wissen, was sie that, eilte sie auf den Kampfplatz. Ein stöhnender, ächzender Geselle schleppte sich eben aus dem Gewühl und sank über und über blutig mit zerschmettertem Arm auf die Staffel des Hauses. Gertrud eilte auf ihn zu, um ihm wo möglich zu helfen.

„Gott! Ihr seid's, Jungfer Trude!“ brachte der arme Junge hervor. „Sie haben mir wohl des Lebens Rest gegeben; aber der Meister, unser werther Meister, der steht drinnen mit gespaltenem Helm! Wohl wettert er noch weidlich d'rein und der Altgeselle steht ihm treulich bei, — aber wo nicht Hilfe kommt, geht's wohl bald auch mit ihnen zu Ende! Seht, dort steht er — dort — dort!“

Der arme Junge konnte nicht weiter reden. Trude sah hin und schrie in gräßlicher Angst auf, — eine mächtige Streitaxt fuhr ihrem todesmuthigen Vetter in die kühne Stirne, daß sie borst und einen mächtigen Blutquell entsandte, — er selbst aber sank in den linken Arm des treuen Altgesellen, dessen Rechte dem Thäter also das breite Zunftschwert in den Nacken trieb, daß der mit gellendem Todesschrei zusammensank. Jetzt trug der Treue, allweg um sich schlagend und der Streiche wehrend, den Meister aus dem schrecklichen Getümmel —. Gertrud, die Arme, sprang vor und umfaßte den blutigen Körper.

„Der Meister ist todt!“ sagte mit trüber, zitternder Stimme der Altgeselle, indem er die Leiche in den Schooß Gertruds, die von unsäglichem Schmerz überwältigt an die Mauer des Hauses gesunken war, gleiten ließ. „Bewahret sie, liebe Jungfer Gertrud, — ich muß mir wohl auch den Gnadenstreich jetzt dorten von den Feinden holen!“

Und damit ging der ehrliche Geselle wieder an seinen Platz. — Jetzt aber eilten aus allen Häusern die erwachten Bürger auf den Kampfplatz, dumpf riefen die Glocken von St. Martin zum Sturm und der Streiter wurden immer mehr. Sie sahen das Weib an der Hauswand, wie sie eine blutige Leiche an sich preßte, sie erkannten in ihr Base Gertrud und ihren erschlagenen Vetter; da fuhr heißer Grimm in ihre Herzen und sie dachten nur an Rache.

„Der Schultheiß ist todt!“ hallte von Mund zu Mund, „verderbt seine Mörder!“

Wuthentbrannt und mit dem Stachel des Schmerzes schlagen sie an den Feind, treiben und drängen ihn an die Mauern und er flieht in wilder angstvoller Flucht durchs Thor — zwanzig seiner Ritter und Edeln büßen unter den Schwertern und Äxten der Bürger, die andern werden in die Ill und über die Mauern gestürzt, und als ihrer keiner mehr übrig war, hatte der Grimm der Bürger seine Grenzen noch nicht gefunden. Wer in der Stadt verdächtig war, mußte sterben, mehrere wurden von Pferden zur Richtstätte geschleift und ihre Körper auf's Rad geflochten, so auch der Schelmenjörg, der sich ertappen ließ. — Aber damit gewann man nicht mehr das Leben des Schultheißen. Der war todt

für immer und mit seiner armen Hausfrau weinte ihm die ganze Stadt nach. Es konnte Frau Kunigunden nicht zum Trost gereichen, daß der erlauchte Schutzherr der Stadt, Rudolph von Habsburg, für sie und ihre Kinder stets ein gütiger Gönner sein wolle, da auch der treue Altgesell, so die Gerberei hätte fortführen mögen, an seinen Wunden gestorben war. — Die Clarissinen zu Alspach erhielten damals einen neuen Zuwachs, — Base Gertrud nahm den Schleier. — Colmars Freiheit aber war gegründet, und dem sie zu danken, das war Hanns Rösselmann, der wackere Schultheiß.

Der Hannewackel und seine Schwester.

1.

Hat der Leser seine Heimath auf dem Lande, so machte es ihm in seinen früheren Jahren gewiß schon einmal Vergnügen, an einem Winterabende, wenn der Mond und die Sterne traulich durch die Schneewolken blinzeln, in den Gassen seines Dorfes herumzuschlendern und den Lauscher an den Fenstern zu spielen. Drinnen ist wohl „Kunkelstube," und da sitzen sie, die fleißigen Spinnerinnen, um das rothe Lampenlicht, emsig ihre Rädchen drehend, und noch emsiger ihre Zungen gebrauchend, um mit den Burschen zu schäckern und von dem und jenem zu plaudern — in einem gewißen überrheinischen Dorfe vielleicht gerade vom armen Hannewackel und seinem traurigen Schicksal; oder sie singen eines jener alten, schönen Volkslieder vom „Jäger in dem grünen Wald," vom „Rheinischen Pfalzgraf reich und stolz" und dem „Mädel, das in's Kloster ging und so betrübet war," — d. h. wenn nicht gerade der alte „Husarenmichel" hinterm Ofen das Pfeifchen aus dem Munde nimmt, nach dem Schoppenglas greift und nachher sich räuspernd

von den Burschen Aufmerksamkeit für seine Erlebnisse in den Revolutionszeiten und dem großen russischen Feldzuge fordert; oder die alte „Spinnerlise" mit ihren Geistergeschichten den Mädchen „gruseln" macht.

Durch das Fenster jedoch, an welchem der Leser heute in Gedanken mit mir lauschen soll, kann man nur zwei Spinnerinnen beisammen sitzen sehen, und diese sind nicht mehr jung: es ist die Bas' Grethe und ihre Nachbarin die Bas' Marlene. Am Ofen in dem strohernen Großvaterstuhl sitzt der sechzehnjährige Bube der Bas' Marlene, der Peter; er war mit seiner Mutter herübergekommen, und weil sein Vetter Jerg schon in's Bett gegangen, darf er in dem Stuhle sitzen. Draußen ist eine jener Nächte, bei deren Unfreundlichkeit man sich nur um so wohler in der warmen Stube fühlt; der Wind pfeift im Kamin und treibt die hartgefrorenen Schneeflocken an's Fenster, daß es knarrt.

„Eine fürchterliche Nacht!" sagte die Bas' Grethe, indem sie aufstand, um die Fensterläden zu schließen. „Meinst Du nicht, Marlene, daß dem Motzenbäcker jetzt doch das Gewissen gerüttelt wird? Sie können doch noch nicht in Amerika angekommen sein!?"

„Schwerlich. Ja, bei solcher Nacht muß es kein Plaisir auf dem Meer sein. Mich dauern nur die armen Tröpfe, der Hannewackel und das Grethele," erwiderte die Nachbarin. „Gerade so hat's in der Nacht gestürmt, — ich denke meine Lebtage daran, — da der Motzenbäcker sein Haus abbrannte. Wir dürfen's ja unter uns sagen: er hatte es hoch in der Brandkasse sitzen, und was kümmerte sich der

schlechte Kerl darum, ob dem armen Judenhirsch seines auch mit abbrannte. Dabei hat sich ja auch mein guter Mann selig seinen Tod geholt — Du weißt ja, er kam ganz verbrannt mit den armen Würmern, dem Hannewackel und dem Grethele, aus dem Feuer heraus, in das er sich gestürzt hatte, weil er's nicht über's Herz bringen konnte, daß die Kinder in den Flammen umkommen sollten. Und seit der Zeit hat er immer gekränkelt — und jetzt liegt er halt unter der Erde." — Der Bas' Marlene rann hier eine Thräne über die Wange.

„Ja, ja! Wie hat er's, der Lumpe, nur meiner Schwester, seiner ersten Frau, gemacht, bis er sie hinabgebracht hat!" fing die alte Grethe wieder an. „Und ich glaube nicht anders, als daß man die Kinder absichtlich in dem brennenden Haus gelassen hat — ob's gleich schrecklich ist, so 'was annehmen zu müssen. Der Hannes war schon fast erstickt und seitdem ist er so recht tappig geworden, daß man ihn „Hannewackel" heißen mußte; er hat damals sein Gehör verloren und, scheint mir, auch dazu noch vergessen, was er schon reden konnte. Ich wollte, ich hätte die Kinder, wenigstens doch das Grethele, dabehalten."

Hier wurden die beiden Alten durch einen schweren Seufzer bewogen, nach Peter zu schauen, der sich in dem Stuhle wendete und das Gesicht gegen die Wand kehrte.

„Der Bube träumt!" sagte seine Mutter.

Freilich träumte Peter, aber er träumte wachend und gerade von des Motzenbäckers Grethele, das vor einigen Wochen mit ihrem Vater nach Amerika abgereist war. Er

hatte nie gewußt, wie lieb ihm das Mädchen war, mit dem er als Kind so oft gespielt, bis es weit von ihm weg war. Seit einiger Zeit war kein Lächeln mehr in seinem Gesicht zu sehen, er hatte eine unendliche Sehnsucht im Herzen und meinte, die Brust müsse ihm zerspringen, als er die Äußerung seiner Base hörte; er weinte leise vor sich hin, und seine Mutter, in der Meinung, er schlafe, kümmerte sich nicht weiter um ihn und setzte das Gespräch mit der Base fort, bis die guten Alten „eindufelnd" einander zunickten; mechanisch das Rad noch tretend, zupften sie manchmal, wenn sie durch den tobenden Sturm draußen aufgeschreckt wurden, besonders eifrig an den „Kunkeln", aber nur, um denselben gleich darauf wieder desto tiefere Complimente zu machen. Bald hörte man in der Stube nichts mehr, als das harmonische Duett der schnarchenden Weiber, nicht übel begleitet von dem eigenthümlichen Schnurren der Katze unterm Ofen, in welchem die zusammensinkende Gluth nur ein leises Geräusch verursachte, während der durch die Decembernacht brausende Wind oben im Schornstein und auf der Straße Baß und Querpfeife zugleich abgab, und die alte hölzerne Wanduhr auf's strengste den Takt schlug. So schön das Concert auch gewesen sein mag, machte es doch keinen Eindruck auf unsern sinnenden Peter. Den Kopf auf die Hand gestützt, redete er leise vor sich hin:

„Wie wär's, wenn ich mich aufmachen thät' und schnurstracks nach Amerika! Ich kann's ohne das Grethele nicht länger mehr aushalten. Ich geh', mein Seel', ich geh' morgen in aller Früh, wenn die Mutter noch schläft — o, Gott,

meine arme Mutter! — Aber ich geh'! Bis sie es inne wird, bin ich schon über der Grenze, und im Französischen verding' ich mich auf acht Tage, um Geld zu kriegen, lerne dabei noch „wälschen" und wenn ich acht Tage gereist bin, verding' ich mich wieder und so komm' ich am Ende an's Meer. Dort verding' ich mich dann auf die ganze Reis' über's Wasser als Matros! Steigen kann ich ja wie ein Eichkätzchen; die höchsten Kirschen- und Äpfelbäum' sind mir nicht zu hoch — so werd' ich auch auf so eine Schiffsstang' 'naufkommen."

So hatte sich der Junge nach und nach in den Eifer hineingeredet. Er fand die Sache immer leichter, und das wird Niemand wundern, wer bedenkt, daß er eben in das Alter eingetreten war, wo man vor nichts zurückschreckt. Und überdieß war er noch ein Pfälzerkind. Es ist unglaublich, wie wenig man sich jetzt am Rheine aus einer Reise in die neue Welt macht; als ob München, Wien oder jede andere größere deutsche Stadt weit, weit hinter Amerika — als ob New-York, Neu-Orleans oder St. Louis nicht sehr weit in der Nachbarschaft herum lägen — so wenig wird von jenen, so viel und mit solcher Kenntniß wird unter den pfälzischen Landleuten von diesen letzteren Städten gesprochen. Hat doch jede Familie eines oder mehrere ihrer Glieder über'm Meere leben, während vielleicht noch keine Seele im Dorfe die Hauptstadt des eigenen Landes gesehen hat. — Doch wenden wir uns wieder zu unserm pläneschmiedenden, jungen Freunde!

„Und wenn ich nur einmal in Amerika bin," fuhr Peter

in seinen Betrachtungen fort, „so such' ich auch gleich das Grethele auf. Wie wollen wir dann arbeiten, daß wir Geld genug bekommen, um drinnen zu bleiben, oder wieder herauszureisen — ganz wie sie will. Und meine Mutter wird mich auch nicht schelten, wenn ich wieder komme, und ihr die Kronenthaler und die preußischen Thaler und die Halbguldenstücke und noch die kleine Münze, die ich mitgebracht auf den Tisch lege, daß er sich biegt. Himmel, wie wird sie sich dann freuen, und mir um den Hals fallen und" —

Peter glaubte jetzt die Hausthür sei gegangen; aber er konnte sich auch bei dem Tosen des Sturms leicht getäuscht haben. Er war nun aber einmal aus seinen Gedanken geschreckt, in denen er sich schon auf dem Meere befand, und traurig schaute er sich in der Stube um. Die Öllampe war jetzt dem Erlöschen nahe und warf ein düsterrothes Licht auf die Gesichter der schlafenden Weiber und die getäfelten Wände der Stube. Da hörte Peter im Hausgange deutlich flüstern — er öffnete die Thüre und vor ihm standen vor Kälte zitternd, mit bleichen Gesichtern und schneedurchnäßten zerrissenen Kleidern — des Motzenbäckers Grethel und ihr Bruder, der Hannewackel.

Daß der Peter einen Mordsschrei hören ließ, und daß darüber die Weiber aufwachten und mit zerstörten Gesichtern wacker mit einstimmten, wird man wohl ebenso natürlich finden, als daß die Kinder darüber erschreckt zu weinen anfingen. Als der erste Schreck vorbei war, ging das Gefrage an, so daß das Mädchen vor lauter Fragen nicht antworten konnte. Endlich kam sie doch zur Erzählung und während

der blödsinnige Hannewackel mit stierenden Augen und weitgeöffnetem Munde in unartikulirten Lauten seine Freude, wieder daheim zu sein, kund gab, machte unter eigenem Schluchzen und dem ihrer Verwandten das Grethele die Horchenden mit dem bekannt, was wir kurz erzählen wollen.

Ihre Stiefmutter war während der Reise immer mürrischer gegen sie geworden, und sprach sich oft aus, daß man am Ende wegen der zwei „Taugenichtse" da noch am Meere anhalten und zurückkehren müsse, weil das mitgenommene Geld nicht für alle ausreiche. In Havre de Grace selbst war der Motzenbäcker finsterer und aufgeregter als je, und dem Grethele ward bang und weh', wenn er auf sie und ihren blödsinnigen Bruder schaute. Am dritten Tage nahm der Vater die Kinder noch einmal mit in die Stadt, und dort im dichten Gedränge des Marktes sah sich das Grethele mit ihrem Bruder plötzlich allein, und weinend und hungernd liefen die verlassenen Kinder am Abend durch die wildfremde Stadt nach ihrem Vater fragend, als das Schiff, das diesen trug, schon die Anker gelichtet hatte und mit vollen Segeln auf der Höhe von Havre schwebte. — Viel, sehr viel wußte jetzt das weinende Mädchen davon zu erzählen, welche Angst sie nun ausgestanden, wie sie sich durch das fremde Land gebettelt, wie viel gute Leute sie getroffen, welches Kreuz sie mit dem armen Hannewackel gehabt, der immer Hunger hatte — und endlich, wie müde, erfroren und hungrig sie selbst manchmal gewesen sei, bis sie heute Abend wieder zum erstenmale die Lichter des Heimaththales schimmern sahen. —

„Ich bin froh gewesen, daß es dunkle Nacht war," sagte das Mädchen, mit weinender Stimme in seiner Erzählung fortfahrend, „denn ich hätte mich zu Tod geschämt, wenn uns Jemand gesehen hätte. Und so sind wir lange draußen hinter den Häusern im Schnee gestanden und haben uns nicht herein getraut, und der Hannewackel ist schläfrig geworden und wollte sich in den Schnee legen. So bin ich doch noch am Ende mit ihm herein zu Euch, liebe Gothe."

2.

Zwei Jahre sind seitdem verflossen. Des Motzenbäckers Grethele ist gar hübsch und groß geworden, und besorgt der Bas' Grethe alle Arbeiten. Der Hannewackel ist des Bürgermeisters Tagelöhnern als Handlanger beigegeben und er fühlt sich gewiß recht wohl bei den großen „Käsebroden," die ihm dort gereicht werden. Der Peter aber arbeitet im Steinbruche und ernährt seine Mutter recht gut. Abends war er gewöhnlich bei dem Grethele und half ihr die Kühe füttern, und wenn sie fertig waren, setzten sie sich zusammen auf die Futterkrippe und sprachen in ihrer Einfalt von so vielem, ohne daran zu denken, daß man im Dorfe schon sagte: „der Marlene ihr Peter geht zu des Motzenbäckers Grethele." — Da kam auch einmal die Bas' Grethe dazu, wie sie ganz vergnügt mit einander plauderten, und halb im Spaß und halb im Ernst sagte sie: „Ei Peter! schämst Du Dich nicht, so ein Mädchenschmecker zu sein?! Was habt ihr zwei denn immer so beisammen zu hocken?"

Das war nicht gerade sehr klug von der sonst so ge-

scheidten Bas' Grethe: Der Leser wird wissen warum. Unser Peter schlich in größter Verlegenheit davon, und das Mädchen ward roth bis über den Nacken. Als sie des andern Tages einander auf der Gasse begegneten, schlugen sie beide zum erstenmale die Augen nieder und redeten nicht miteinander. Der Base war Peter bitterbös geworden und statt Abends hinüberzugehen, suchte er sich Kameraden auf, mit denen er auf den Gassen herumschlenderte und Lieder sang, welchen Grethele mit klopfendem Herzen bei ihrer Arbeit zuhörte. Aber auch diese Freude war ihr bald versagt.

Manche Regierungen scheinen darin des Volkes Glück begründen zu wollen, daß sie es wo möglich zu einem recht stillen machen, und daher mögen die Verbote des Volksgesangs Abends auf der Gasse rühren. Es ist des jungen Landvolks höchster Genuß, nach des Tages Schweiß und Mühe Arm in Arm, Mädchen und Burschen, Abends herumzugehen und die altherkömmlichen Lieder zu singen; es entschädigt dieß für die Freuden des Stadtlebens hinlänglich, und nie kann man ohne Rührung die durch die Nacht hin tönenden herrlichen Volksmelodieen hören, mit welchen die Burschen ihre „Schätze" schlafen singen. Doch man gönnt dem Volke keine Freude — das Bischen Poesie ist ihm unnütz, denn es verursacht „Lärmen" und so verbietet man den Gesang, was in der That vor wenigen Jahren in der Pfalz noch vorkommen konnte. Das traf die armen Bauernbursche sehr hart, und grollend zogen sie sich in die Stuben zurück und vertrieben sich die Abende durch Kartenspiele. Geld und Frohsinn ging so zum Teufel. Und — um den Faden der

Erzählung wieder aufzugreifen — auch unser Peter fing an zu spielen. Aber glücklicherweise dauerte dieß bei ihm nicht lange; denn diese Leidenschaft hielt gegen die Lust und Wonne der Liebe nicht Stich. Heute hatte er das Grethele am Fenster stehen sehen, wie es ihm schien — recht traurig, und Abends zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinüber; — doch nicht wie früher ohne Scheu durch den Hof in den Stall, sondern heimlich durch den Grasgarten.

„Gott, was denkst Du, Peter!" begrüßte ihn erschreckt das Mädchen. „Um's Himmelswillen, geh' doch gleich wieder. Was thäte die Base sagen, wenn sie jetzt käme!"

„Nun, sie wird nicht gleich daher kommen!" entgegnete Peter verdrießlich.

„Das kannst' nicht wissen. Thu' mir den Gefallen und geh', lieber Peter!" bat sie in ihrer Angst.

„Ja, lieb! Daß Gott erbarm'!" meinte der Peter. „Wenn Du mich lieb hättest, wolltest Du mich nicht fort haben. Ich bin eben nur Dein lieber Peter, wenn ich weit von Dir bin."

„Du bist doch recht böse. Komm ein andersmal — bis Sonntag sind meine Leute nicht daheim, und nur der Hannewackel kommt Abends herauf zu mir."

„Da komm' ich auch nicht, wenn ich heut nicht bleiben darf, weißt Du's?" sagte Peter, indem er sich zum Fortgehen anschickte. Doch das Mädchen sprach nun mit sanfter Stimme: „Nun, wenn Du dableiben willst, so thu' nicht so laut, und stell' Dich dort in das dunkle Eck, damit man Dich nicht gleich inne wird."

Und so blieb der eigensinnige Peter und kam Sonntags wieder. Aber daß der Hannewackel auch da war, dünkte ihm ganz überflüssig, und dieß äußerte er auch gegen dessen Schwester.

„Warum sollt' er auch nicht da sein?!" erwiderte sie etwas beleidigt.

„Nun er sieht mich eben so eigen an, wenn ich bei Dir sitze und mit Dir plaudere."

Wirklich zeigte der Blödsinnige offenbaren Widerwillen gegen Peter und stierte demselben, wenn er ihn bei seiner Schwester traf, so wild in's Gesicht, daß es dem Liebenden ganz unheimlich wurde. Ja, als Peter einige Tage nachher wiederkam, fand er den Hannewackel mit Geberden und geballten Händen ihm drohend unter der Stallthüre postirt, um ihm den Eingang zu verwehren. Verblüfft und zornig den wilden Ausdruck in dem stupiden Gesichte des Blödsinnigen betrachtend stand Peter draußen, während vor Angst das Grethele im Stalle zitterte und ihn bat, nicht böse zu sein über ihren armen Bruder.

„Er weiß es ja nicht anders!" rief sie. „Sieh', er hat mich auch lieb, und nur, weil er glaubt, ich habe Dich lieber als ihn, thut er so!"

Ganz wüthend geberdete sich auch jetzt der Blödsinnige, als Peter näher trat, und laute, gellende Ausrufungen strömten über die dicken, blassen und trockenen Lippen. Peter, der verzweifelte, den Tollen zur Vernunft zu bringen, ging, um kein Aufsehen zu erregen und dem armen Mädchen keine Verlegenheiten zu bereiten, auf dessen Bitten

grollend fort. Er hörte nicht mehr die Worte der Weinenden, die ihn anflehte, nicht mehr zu kommen, da man sich ja auch ohnedieß gern haben könne; und sie blieb ohne Trost mit so trüben Gedanken, wie sie noch keine hatte, bei ihrem eifersüchtigen Bruder allein. Ach, sie fühlte jetzt erst recht, wie lieb ihr der Peter war und beklagte mit vielen Thränen den unerklärlichen Widerwillen ihres blödsinnigen Bruders. Alle Abende kam nun dieser und spielte den ungebetenen Wächter. Wäre derselbe ein Mensch gewesen, wie die andern, würde sie sich sein Wächteramt verbeten haben; aber so war es ja der arme Hannewackel, der Niemand sonst hatte, den er noch zu lieben vermochte, und von dem er noch Theilnahme und Liebe hoffen durfte. Obgleich nun das Mädchen bald fühlte, daß ohne Peter das Leben keine Freude, keine Wonne für sie habe, hielt sie es doch für ihre heilige Pflicht, ihr Glück dem ihres blödsinnigen Bruders aufzuopfern, und mit liebenswürdiger Resignation hatte sie den Entschluß gefaßt, den Peter glauben zu machen, er habe von ihrer Neigung nichts zu hoffen. Das war denn freilich eine schwere Aufgabe für sie; aber sie glaubte ja in dem Thun des armen Hannewackel, der bei Allem keine böse Absicht haben konnte, den Willen des Himmels sehen zu müssen, der gewiß nicht ihr Unglück wolle.

Sie lebte denn auch nunmehr wieder ganz ihrer Arbeit und fand in steter Beschäftigung einigen Trost. Nie gab sie mehr dem trauernden Peter eine Gelegenheit, mit ihr zu sprechen und wich ihm aus, wie sie nur konnte. Aber daß sie das thun mußte, daß sie dem guten Peter so großen

Kummer verursachte, kostete ihr in einsamen Stunden Thränen genug und eine stille Schwermuth hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt. Das arme Kind war ja schon so frühe geprüft worden, und die Schule der Leiden hatte ihrem Charakter eine Festigkeit gegeben, die ihr jetzt sehr zu statten kam, ohne daß sie jedoch das Herbe ihrer Entsagung nicht bitter gefühlt hätte. —

3.

Kirchweih' ist heut im Dorfe — Jubel und Freude strahlt von allen Gesichtern. Nur Einer sieht traurig und verdrießlich aus und das ist der Peter. Im Wirthshause stand er vor den Musikanten und blickte unverwandt nach der Thüre, während seine Kameraden jubelnd und stampfend darauf los tanzten, und die Mädeln, die noch keine Tänzer hatten, mit klopfendem Herzen nach ihm schauten — denn der Peter war ein gar sauberer Bursche geworden und tanzte, wie kein anderer, wenn er einmal anfing — aber der Peter merkte auf nichts als auf die in die Stube Tretenden. Eben kam seine Mutter mit dem Vetter Jerg und der Bas' Grethe, um zuzuschauen. Die, auf welche der Bursche wartete, war nicht dabei. „Nun, Peter, warum stehst Du da, wenn's geigt und pfeift, daß noch so einem alten Kerl, wie mir, die Beine hüpfen!" sagte der Vetter. „Willst's auch machen, wie unser Grethel? Die ist einmal drauf versessen, die alte Jungfer zu spielen."

Ohne ein Wort zu erwiedern ging der Angeredete zur Thür hinaus und die Gasse hinauf. Er suchte das Grethele

und fand das Mädchen im Zwetschengarten auf dem Rasen sitzend und traurig der herübertönenden Musik horchend. Er setzte sich neben sie und schweigend saßen sie so eine Zeit lang. Endlich fing er an mit ziemlich unwilligem Tone:

„Grethel, was soll das? Das thust Du mir zu leid! Wenn alle Deine Kamerädinnen lustig sind und tanzen, sitzest Du da und blasest Trübsal. Das kann mich ärgern!“ Damit ergriff er ihre Hände und sagte: „Komm' mit!“

„Nein, lieber Peter, laß mich und geh' und mache Dich lustig!“ bat in sanftem Tone das Mädchen, indem sie ihre Hände aus den seinen zurückzog. „Sieh, da kommt mein Bruder — geh', die andern warten auf Dich, lieber Peter!“

„Nun, 's wird Dich reuen! Ich geh'; aber heiß' mich nicht mehr lieber Peter, ich will Dein lieber Peter gar nicht sein, weißt Du's!!“ und somit ging der Erzürnte fort.

Und das Mädchen saß wieder allein mit ihrem Bruder, und horchte trauriger als vorher auf die Musik. „Mit wem wird er jetzt wohl tanzen?“ fragte sie sich selbst und das gebrachte Opfer fühlte sie jetzt sehr schwer. Mit gepreßtem Herzen stand sie vom Rasen auf und ging an ihre Arbeit in den Stall, wobei der Hannewackel ihr half.

„Du armer Tropf!“ sprach sie dann leise vor sich hin, indem sie ihren armen, blödsinnigen, wie es schien, heute freudig aufgeregten Bruder ansah. „Du armer Tropf! Ich kann Dir doch nicht böse sein, daß Du mich so gerne hast. Wenn Du wüßtest, wie sehr mir der Peter in's Herz gewachsen ist, und wie weh' mir's thut, ihn so kränken zu

müssen, Du thätest anders.“ Noch um Mitternacht horchte sie von ihrem Lager auf die nur ganz gedämpft herübertönende Musik und schlief dann mit roth geweinten Augen ein, ruhig und fest bis zum Morgen, ohne von dem Lärm des heimkehrenden Vetters, der einen „lustigen Spritzer“ hatte, geweckt zu werden. — Den andern Morgen hatte sie viel auszustehen von den Sticheleien der Bas’ Grethe, bis die Burschen mit der Musik durch die Straßen zogen, um die Mädeln abzuholen. Draußen stand schon der Vetter Jerg und schenkte den Jubelnden von seinem Traminer ein, und die Base nöthigte sie endlich in die Stube, um ihren Kuchen versuchen zu lassen. Der Peter war auch dabei, und zum erstenmale seit langer Zeit wieder in der Stube. Seine Base redete freundlich mit ihm und meinte, er müsse auf jeden Fall heut’ „drei“ mit der Grethel tanzen. „Sie muß mit Euch auf’s Schloß! Will ’mal sehen, ob ich ihr nichts zu sagen hab’.“

Anscheinend gleichgültig stand Peter bei den Mädeln, welche sich mit dem Grethele zu thun machten, und als es nachher fortging, ergriff er den Arm einer andern, während des Bürgermeisters Knecht sich an die Grethel machte; denn diese mußte mit und fand keine Entschuldigung. Peter war einer der lustigsten und schäckerte gar sehr mit den Mädeln, sowohl aus Freude, daß die Geliebte endlich zum Tanzen gebracht worden, als aus Verlangen, ihre Eifersucht zu erregen und sie zu ärgern. So ging es über die Wiesen den Kastanien-Wald hinauf, und zwischen den alten, epheuumrankten Ruinen [illegible] ein lustiges

Leben. Wo einst stolze Ritter auf ihren Schlachtrossen sich tummelten, wo das Ächzen und Seufzen der Gefangenen aus den dicken Mauern drang — da johlte und sprang jetzt das junge, hemdärmelige Volk, und nur trautes Liebeskosen flüsterte zwischen den verfallenen, grün bemoosten Kerkern.

Jetzt schlangen die Mädeln um die Mützen der Burschen Kränze von Epheu und Eichenlaub, und Grethele that dies nicht des Bürgermeisters Knecht, sondern bat schüchtern ihren Peter um seine Mütze. Dieser war nun ganz selig und tanzte mit keiner andern mehr als mit dem überglücklichen und alles Andere vergessenden Grethele. Auf dem Heimweg durch die Weinberge schlang er so innig den Arm um sie und gab ihr zum erstenmale so feurige Küsse auf die heißrothen Wangen, daß es dem Mädchen ganz schwül wurde. „Es blüht mir etwas!“ sagte sie stille für sich, und eine leise Ahnung von einem nahen Unglück durchbebte den tobenden Busen. Des Bürgermeisters Knecht aber war ganz wüthend und hätte gute Lust gehabt, mit dem unbekümmerten Peter Händel anzufangen. Die schallenden Küsse von dessen Mund drangen ihm wie Dolchstiche durch's Herz.

„Wart' nur“ — dachte er bei sich — „verliebter Peter! Ich muß nur den Hannewackel wieder hinter Dich schicken, dann hast Du bald ausgeschwatzt!“ —

Abends sahen alle in der Tanzstube nur auf ein Paar — es war das schönste im Dorfe: der Peter und sein Grethele. Sich ganz der Lust des Tanzes hingebend schmiegte sie sich innig an den Geliebten, wenn sie mit ihm dahinflog,

daß die Röcke flatterten, und hätte so mögen in den Himmel hineintanzen. Da, mitten im besten Tanzen, fühlte sie sich plötzlich heftig am Kleid gehalten, und eine rauhe Hand griff ihr in das lose geschlungene Haar. Peter fuhr mit seinem rechten Arme aus und stieß den Frechen so unsanft auf die Brust, daß derselbe zu Boden taumelte und das erbleichende Mädchen mit niederriß.

Grethele schrie laut auf, als sie in dem Rohen ihren blödsinnigen Bruder erkannte; es entstand eine grenzenlose Verwirrung im Saale, und mehrere Paare stürzten im Fluge des Tanzes über den Haufen. Peter war bemüht, des Blödsinnigen Hand aufzubrechen, um welche das schöne lange Haar seiner Schwester geschlungen war, aber der Hannewackel tobte und raste so sehr, daß man gezwungen war, ihm nachzugeben; so daß das arme Mädchen nach kurzer Freude traurig und weinend mit der Base heimgehen mußte. Auch den Hannewackel hatte man aus der Stube gebracht und nun ging das „Gerätsche" an, während des Bürgermeisters Knecht höhnisch auf den noch ganz aufgeregten Peter blickte, der bei dem Vetter Jerg saß und ein Glas Wein um das andere hineinstürzte. Der Knecht blies hiebei lächelnd dicke Rauchwolken aus und stopfte sich dann ganz gemächlich seine Pfeife nochmals.

„Hör' auf zu dampfen, Dein Taback stinkt!" rief ihm der gereizte Peter zu. „Oder pack' Dich zur Thür hinaus, Du Lausbube!"

„Hat mir Niemand 'was zu befehlen!" erwiderte dieser, fand aber für gut, sich fortzumachen, denn der Peter war

ein Kerl, mit dem nicht zu spaßen war, wenn er einmal in die Hitze kam, und daß er drinnen war, konnte man daran sehen, daß er bei der Antwort wild vom Tische aufsprang und nur mit Mühe von dem Vetter Jerg zurückgehalten wurde. Aber noch am nämlichen Abend gab es wegen der Geschichte Händel, und mit Stühlfüßen und Bouteillen schlugen sich die Burschen die Köpfe wund, daß die Weiber und Mädeln die Hände ringend davonflogen. — Blutlachen, zerbrochene Gläser, und ein Stück einer Baßgeige zeigten am andern Tag, wie erbittert der Streit geführt wurde.

4.

Alles ist hart gefroren, zu Stock und Stein, wie die Bauern sagen. Reif und Duft macht die Tannenbäume zu grauen Greisen, und öfters knarrt die Eiche im Wald in der starken Kälte. Einige Raben krächzen unheimlich durch die öde Waldschlucht. — Auf dem Kreuzweg dort auf der Berghöhe steht des Bürgermeisters Knecht, in einen dicken Mantel gehüllt, bei seinen Pferden und wärmt sich die Hände an deren Körper. Er war mit dem Hannewackel in's Holz gefahren und hatte diesen in das Dörfchen im Thal nach dem Waldhüter geschickt. Wie er so stand, vor Ungeduld und Kälte mit den Füßen stampfend, kam den Berg-Pfad herauf ächzend und stöhnend der arme Judenhirsch, der, seit ihm sein Haus abgebrannt war, sich durch Lumpensammeln mühsam ernähren mußte. An seinem dicken Knotenstocke hing der mit Bändern und bunten Schnuren ge-

füllte Sack, welche er drunten bei dem armen Gebirgsvolke für Lumpen einzutauschen gedachte.

„Hu! Hu! Meine Schamme, 's is ah koane Pläſſir, do zu stehn und zu friere!" sagte er sich schüttelnd zu dem schnatternden Knechte. „Oser, möcht' Mancher nit halten mit mir und Dir."

„Ihr habt recht, Hirsch! Ich warte da auf den Hannewackel, auf den Ihr so 'ne Pick habt!" erwiderte der Knecht, und fing an, um sich ein Bischen zu wärmen, hin und her zu gehen, denn die armen Thiere waren bald über und über bereift.

„Und soll ich nit han 'ne Pick?" fragte lebhaft der Jude. „Schuld ist doch sein Aetti, daß ich gehn muß uff die Lumpen. D' Miſſemeſchinne und d' Dippel uff d' Kopp sollen se kriege, all' wie se da sind vom Motzenbäcker. Mei Haus, mei schöns Häusle is fort und koans mehr krieg' ich."

Der Knecht fragte ihn, ob er sich nicht fürchte, so allein durch den Wald zu gehn und der Jude meinte: „Wenn ich in d' Arm so stark wär' wie in d' Boan und verwogen dabei, thät' ich mich, oser, vor Manchen nit fürchte. Ich wollt' der Motzenbäcker käm' 'mal daher — wollt' ihm schon geben für's Knurren. Er mir kein Häusle mehr verbrennen thät'. O, O! Ich armer Jüd!" Wild schwang er seinen knorrigen Stock, als er durch die Erinnerung an sein Unglück fürchterlich aufgeregt in den Wald hineinging, und der Knecht hörte seine schrecklichen Verwünschungen noch lange durch die Bäume schallen, daß es ihm ganz unheimlich wurde.

Eben ging der Peter, den er so sehr haßte, mit der Axt vorbei in den Wald, um dort seiner Mutter eine Tracht Holz zu holen. Des Knechts Gedanken wurden jetzt auf sein vergebliches Bemühen, die beiden Liebenden zu trennen, gerichtet; es hatte ja nur das Gegentheil bewirkt. Da plötzlich wiehern die Pferde wild sich emporbäumend; ein durchdringender Schrei, den er für die Stimme eines großen Gebirgsvogels gehalten, war durch den Wald erklungen, und immer unruhiger wurden die Pferde, so daß er sie kaum zu zügeln vermochte. Jetzt kam der Jude schrecklich bleich aus dem Walde zurückgelaufen, immer vor sich hinschreiend: „Hannewackel — kapores!" Ein teuflischer Gedanke fährt dem Knecht durch den Kopf, da er Alles errathen hat. Er hält den Juden an, flüstert ihm einige Worte zu, worauf derselbe stillschweigend forteilt, während er selbst auf den Ort hinläuft, von wo der Schrei geschah. Dort liegt mit zerschlagenem Kopfe, todt auf der hart gefrornen Erde zwischen dem Gebüsch — der Hannewackel. —

Abends finden wir unsere Bekannten beisammen bei der Bas' Grethe, aber Alle in der größten Verzweiflung. Vor einer halben Stunde hatte man den Peter aus dem Hause geholt, weil er den Hannewackel sollte erschlagen haben. Das arme Grethele war dem Wahnsinn nahe und starrte bis zur Unkenntlichkeit bleich und entstellt den händeringenden Weibern und dem niedergeschmetterten Vetter Jerg in's Antlitz.

„Gott im Himmel erbarme sich! Was soll das werden?" rief mit dumpfer, vor Angst bebender Stimme der alte

Jerg, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde, und blutbespritzt und bleich wie der Tod der Peter hereinspringt. Seine Mutter wirft sich schreiend an seinen Hals, aber Grethele rührt sich nicht.

„Helft, rathet mir!“ rief er. „Der Himmel weiß, daß ich unschuldig bin. Helft mir, Mutter, Base, Vetter, Grethel — ich habe Deinem Bruder nichts gethan, das weiß der liebe Gott. — Rettet mich, sie werden gleich wieder da sein.“

Der Vetter Jerg sprang an den Schrank, nahm seinen wohlaufgehobenen Geldsack heraus, gab ihn dem Verzweifelten und trieb ihn mit den Worten: „Über's Wasser! Und jetzt gleich fort nach Amerika!“ zur Thüre zurück. Schnell riß er sich aus den Armen seiner Mutter und war durch die Scheuer schon entschlüpft, als die Gendarmen zum Hofthor hereinstürmten und fluchend nach dem Arrestanten fragten. Er war ihnen in der Dunkelheit auf dem Wege nach der Gerichtsstadt entsprungen, hatte die Kette von seinen Händen gestreift, daß das Blut davon floß, und so hatte ihm seine bessere Kenntniß der Gegend einen Vorsprung verschafft. Noch durchsuchten die Gendarmen fluchend das Haus, als Peter schon der Grenze nahe war. — Der Arme hatte keine Zeit gehabt, zu überlegen, daß, wenn er wirklich unschuldig war, keine Veranlassung zur Flucht dagewesen. —

Ein halbes Jahr ist seitdem verflossen — man sprach im Dorfe nur selten mehr von der Geschichte. Das arme Grethele aber hatte sich noch nicht von der Verzweiflung

ganz erholt, man hätte in dem stets traurigen, bleichen Mädchen das Grethele von früher nicht mehr erkannt. Nur langsam rang sich das gebrochene Herz durch den an stillen Wahnsinn grenzenden Zustand: es war auch zu viel für ihr empfängliches Herz, Bruder und Geliebten zugleich und auf solche Art zu verlieren. Heute — es ist Sonntag — ging auf die Bitten ihrer Base und Kamerädinnen das Mädchen zum erstenmale wieder aus, und zwar nach eigenem Wunsche auf den Kirchhof.

Dort also saß unser Grethele mit ihren Kamerädinnen; sie hatte sich recht ausgeweint auf dem Hügel, der ihren so grausam umgekommenen Bruder deckte, und es war ihr, als ob er auch zugleich den Geliebten decke. Immen und Hummeln summten leise über die Gräber hin und wiegten sich mit den Schmetterlingen auf den Blumen. Die Mädchen hatten sich Rosen gebrochen, und Grethele zerpflückte eine nach der andern in wehmüthigen Gedanken, so daß sie bald wie in einem Rosenbette saß.

„Denkst Du noch daran," fing sie jetzt leise an, „denkst Du noch daran, Amychen, wie wir einmal auf dem Schlosse drüben lustig waren?"

„Ja," sagte diese, „dort haben wir mehr gesungen, als die ganze Zeit seitdem. Ich meine, wir singen einmal wieder, das „So viel Stern' am Himmel stehen."

Das Grethele nickte und die Mädchen fingen an, das schöne Lied zu singen. Die Melodie hallte sanft über die Flur und in das Thal, wo sie manchen alten Bauern vor seiner Hütte ergötzte. Sie sangen:

So viel Sterne droben stehen
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein als da gehen
In dem weiten grünen Feld,
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da sind emporgestiegen:
So viel mal sei Du gegrüßt.

So viel Blümlein als da sproßen
Auf der Au im Blüthenmai,
So viel Thränen ich vergossen,
Du von mir gegrüßet sei.
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Äuglein brechen:
„O mein Lieb, gedenk auch mein!“

Ja, ich will Dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein;
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein:
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied thut wiegen ein.

Grethele hatte ihr Köpfchen auf die Schulter ihrer Freundin gelegt und weinte leise, so daß sich eine sanfte Wehmuth den Mädchen mittheilte. — Über das Feld herüber, durch den Gesang angelockt, kamen jetzt einige Burschen, die Schätze der Mädeln, und setzten sich stillschweigend neben sie, als sie die Trauernde bemerkten. Des Bürgermeisters Knecht war auch dabei, aber der blieb stehen und wendete verlegen die Pfeife im Munde. Endlich nahm er sich das Herz und fragte, ob nicht noch ein Plätzchen für

ihn sei — das Grethele sitze ja allein; denn er hatte das Mädchen noch nicht aufgegeben. Kaum vernahm dieselbe seine Stimme, als sie aufsprang, mit einem Blick des Widerwillens den Burschen ansah und die Mädchen aufforderte, mit ihr heimzugeh'n, worauf sich diese auch entfernten. „Möcht' doch wissen, was das Gänsel gegen mich hat!" sagte der Knecht, wurde aber von den andern Burschen angewiesen, sein Maul zu halten und sie mit seiner Gesellschaft zu verschonen, da keiner etwas von ihm wissen wolle.

Der Knecht stand und wußte nicht, was er entgegnen solle, während die andern fortgingen. Er merkte erst jetzt, daß er auf dem Grabe des erschlagenen Hannewackel stand, und es schauerte ihm durch alle Glieder. — Auf dem Dorfe und über dem Wiesenthale lag schon der Abendschatten, und ein blauer Flor breitete sich über die stillen Hütten, während hinter'm Schloßberg hervor noch die Sonne einzelne rothe Strahlen auf den Friedhof warf. Die Rosensträuche wisperten geisterhaft in der Abendluft. Der Knecht dachte daran, wie wenig es ihm genützt, den Peter als den Mörder Hannewackels zu verdächtigen; das Grethele haßte ihn noch viel mehr als sonst. Er sah sich von Allen verachtet, kein Bursche im Dorfe wollte Kameradschaft mit ihm, und so stand er noch, als bereits die Nacht hereingebrochen war. Kalt lief es ihm über den Rücken, als er sich jetzt beim Umschauen ganz allein in dem stillen Bereich der Todten fand, während vom Thale herauf die Lieder der jungen Leute des Dorfes schallten. Er fühlte es bitter, daß er von der Glücklichen nicht vermißt wurde. —

Eben wollte er heim zu seinen Pferden, als Jemand über das Feld eilte, dem man die entsetzliche Angst, am Kirchhof vorbei zu müssen, ansehen konnte. Gebete murmelnd kam derselbe jetzt in den Hohlweg, und der Knecht, der ihn erkannt hatte, sprang demselben in den Weg und packte ihn an der Gurgel. Ein gellender Angstschrei entfuhr dem Erschreckten, der nichts Geringeres, als einen aus dem Grabe Erstandenen vor sich zu haben glaubte. Aber ein erleichternder Seufzer entwand sich seiner Brust, als er den Knecht erkannte.

„Gott's Wunder, Du bist's!“ rief er. „Oser, laß geh'n den Judenhirsch!“

„Nichts da, Spitzbube!“ entgegnete der Bursche schäumend vor Wuth. „Heut gehst Du mir nicht durch. Wo ist die Frau, die Du mir zu verschaffen versprochen hast, wenn ich Dich nicht verrathe? Eher nimmt die Grethel Deinen krummen Itzig, als mich. Nichts hast Du bei ihr für mich gethan, Du lumpiger Jud, und am Narrenseil hast mich 'rumgeführt! Wart', ich zeig' Dir, wie man mit Einem umzugeh'n hat, Du Judenaas!“ Und er würgte den armen Winselnden immer stärker.

„Au waih! Er marrirelt mich! Ich crepir'! Bin kapores! Au waih!“ schrie dieser in Einem fort. Jetzt ließ ihn sein Peiniger ein wenig los und sagte, noch immer auf ihm knieend: „Du wirst jetzt wissen, wie's dem Hannewackel zu Muthe war, als Du ihm den Rest gabst. Jetzt laß einmal ein vernünftiges Wort mit Dir reden: Wenn

Du mir die Grethel nicht in drei Wochen verschafft hast, so —."

„Morgen hast sie schon! Oser ich hab' daheim einen Liebestrank, den soll sie trinken!" rief er, sich loszumachen versuchend. Der Knecht gab ihm nun mit Drohungen untermischte Verhaltungsmaßregeln, und ahnte wohl kaum, daß seine Schlechtigkeit kein Geheimniß mehr war. Als der Judenhirsch wieder dem Dorfe zueilte, schlich Jemand quer über den Kirchhof. Es war der Todtengräber, der hinter einem Grabstein verborgen Alles mit angehört hatte. —

Bei der Bas' Grethe war heute Abend eine wehmüthig freudige Stimmung unter den Anwesenden. Die Mutter Marlene hatte einen Brief vom Peter gebracht, und das Grethele las ihn eben vor; die Thränen rollten ihr auf das Papier, als sie las:

„Noch eine Bitte an Euch, liebe Mutter! Wenn Ihr hereinkommt, so bringt mir ein Angedenken mit von dem Grethele, was es gerade ist, wenn's nur dem Grethele gehört hat. Ich werde wohl meine Lebtag' nicht heirathen, denn die ich gern gehabt hätte, die kann ich nicht kriegen. Ihr wißt ja, warum. Aber ich bin unschuldig, so gewiß ich Theil an der ewigen Seligkeit haben möchte. Grüßet mir die Base, den Vetter und meine Kameraden tausendmal und sagt auch der Grethel, daß ich sie immer noch gern habe; wenn sie's auch nicht gut aufnimmt, sie soll's doch wissen. Kommt recht bald, Mutter, Ihr müßt meine Haushaltung führen, weil's doch die Grethel einmal nicht sein kann, aber bringt mir nur ein Angedenken mit von ihr."

Das Mädchen konnte vor Schluchzen nicht weiter lesen. „Ganz soll er mich haben, ganz!“ rief sie. „Liebe Bas' Marlene, nehmt mich mit Euch; was soll ich denn noch thun, wenn Ihr geht!“

„Ja,“ sagte der Vetter Jerg gerührt, „es ist am besten, die Grethel geht mit hinein. Dem Peter muß man auch einmal eine Freude machen. Er hat Gram genug gehabt!“

Draußen auf der Gasse entstand jetzt Lärm; man führte eben den Judenhirsch mit des Bürgermeisters Knecht zusammengeschlossen vorbei. Der Todtengräber hatte, was er wußte, angezeigt, und der arme Jude gestand, daß er in der fürchterlichen Aufregung jenes Wintertags, welche ihn dem Wahnsinne nahe gebracht, den Hannewackel erschlagen habe; daß es der Knecht gewußt, aber auf den Peter geschoben habe, da sich derselbe zu jener Zeit auch im Walde befand.

Vierzehn Tage nachher befand sich die Grethel mit der Bas' Marlene schon auf der Reise nach Amerika; sie hatten jetzt dem Peter seine glänzende Rechtfertigung vor den Leuten zu bringen, und der Segen des ganzen Dorfes folgte ihnen nach über das weite Meer in die Wälder Amerikas. Die Bas' Grethe aber tröstete sich über den Verlust ihres lieben Grethelchens erst, als sie durch einen Brief von ihr die Gewißheit hatte, daß sie glücklich, daß sie selig sei.

5.

Auf einer weiten Lichtung am Illinois in Amerika steht eine Farm, deren Äußeres schon Wohlstand und Glück zu versprechen vermochte. Es ist Abend. Um den Heerd sitzen

die Familienglieder. Eine junge Frau hält ihren Säugling im Arm und lacht selbst selig, wenn das Kind seinem mit ihm spielenden Vater zulächelt. Die Großmutter sieht von ihrem Spinnrad mit kindischer Freude auf den muntern Enkel hin. Noch Jemand sitzt dort, eine welke Greisengestalt — wer das sein mag?

„Da, nimm das Kind, Peter!“ sagte jetzt die junge Frau. „Ich muß den Brief an die Base daheim fertig schreiben. Sie weiß ja noch nicht, daß ich Mutter bin.“

„Gönn' Dir doch auch Ruhe! Du hast ja morgen Zeit — warum denn jetzt gerade?“

„Ach mein Lieber, morgen muß ich die Butter rüsten, die wir nächstens nach St. Louis fahren. Muß machen, daß ich eine ordentliche Parthie zusammenbringe.“

„So schreibe denn und künde Dich als Mutter an; aber auch als brave, zärtliche Tochter!“ sagte der junge, kräftige Mann, indem er freundlich auf den zitternden Alten blickt. Der ergreift mit Inbrunst die dargereichte Rechte; in seinem Auge glänzt eine große Thräne und rollt die faltige, verblichene Wange herab. Der alte Mann ist — der Motzenbäcker. —

Die Pestjungfer.

(Ein Gemälde aus der Zeit des 30jährigen Krieges.)

Ich hörte schon als Kind von einer alten Handschrift, welche über den Untergang des Dörfchens Weiher existire. Es war solches ein Auszug aus dem Kirchenprotokoll des Städtleins X. in der rheinischen Pfalz, und war in mehreren Abschriften vorhanden, ohne daß ich jedoch eine derselben bisher zu Gesicht bekommen hätte. Nun schickte mir ein Freund, der meinen Wunsch kannte und ihm willfahren wollte, nachfolgende Blätter in ihrer vorliegenden Gestalt. Obgleich ich nun fast glaube, mein Freund habe die Geschichte nach seinem Geschmacke umgemodelt und darüber selbige an Zusammenhang wohl gewonnen, an jenem eigenthümlichen Reiz, den alte Manuscripte in ihrer Ächtheit immer für sich in Anspruch nehmen dürfen, aber verloren — zweifle ich dennoch nicht, daß sie auch in vorliegender Gestalt dem Leser Interesse abgewinnen und ihm Unterhaltung verschaffen könne; weshalb ich nicht anstehe, diese Blätter der Öffentlichkeit zu übergeben.

Diese Thatsachen sind von einem alten Pfarrer, der sie mit erlebte, in das Kirchenprotokoll jenes Städtchens, da er

zuletzt im Amte war, aufgezeichnet worden. Und nun folge das Manuscript.

1.

Schön Annmariele.

Der Anfang hebe an im Namen des Herrn, da ich nachstehende wunderbarliche und erstaunliche Dinge erzähle und in dies neue Kirchenprotokoll einzeichne, wahr und getreu wie es mir ist begegnet und ich solches selbsten gesehen mit meinen eigenen Augen.

Es sind schon viele Trübsale über unser armes Land gekommen. Nach dem unergründlichen Willen Gottes und nach seiner unabwendbaren Fügung und Schickung sollete die schöne Pfalz, so ein wirkliches, irdisches Paradies ist, zum Öfteren auf grausame Art verstöret und verwüstet werden, als seien die frommen, christlichen Leute darinnen lauter Heiden und Türken; aber es geht nach den biblischen Worten, so da heißen: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er!" Aber ist noch kein' größere Pein und Plage über das Land gekommen, als da der Herr die Herzen der Menschen und Fürsten wider einander erhob, daß sie streiten sollten und er zusehen möchte, wem er seinen Sieg verleihen wolle, und solcher grausame blutige, große Krieg in die dreißig schreckliche Jahre hat gedauert.

Nemlich, es zeigete schon Gott der bangenden Menschheit sein kommendes Zorn- und Strafgericht durch unterschiedliche schreckliche Dinge an. Sahe insonderlich der damalige, weit berühmte und gelahrte Gottesmann und Pro-

fessor der heiligen Schrift Dr. Pareus zu Heidelberg solches Elend und Übermaaß des Jammers voraus, da schon zur Zeit die hiernach entstandene Kriegsflamme anfinge, in der Asche zu glimmen; wurden auch schon allerhand Zurüstungen und Anschläge gemacht, so aber durch den bald erfolgten Krieg sind völlig ausgebrochen und haben solche vor andern unsere edle Pfalz betroffen. Das Gesicht aber, so obgemeldtem hochweisen Herrn Dr. Pareus ist geworden, war, daß er den ersten April Anno 1618 des Nachts sah, wie die ganze uralte und liebliche Stadt Heidelberg über und über hat von einem verborgenen unbekannten Feuer geraucht, und das churfürstliche Schloß aber hat lichterloh gebrannt.

Nun weiß ich selbsten noch, wie daß vordem die Menschen durch unterschiedliche grausame Wunderzeichen sind ermahnt worden, sonderlich Anno 1613, da der christlich-geduldige Churfürst Friedrich ist zur Regierung kommen; da erschienen allenthalben am Rheinstrom und durch alle deutschen Lande am Himmel erschreckliche Feuerzeichen, streitende Kriegsheer, weiße Kreuz und andere mehr, und ist solches erfüllet worden, da Anno 1619 unser gnädigster Churfürst, so nun den ewigen Frieden hat erworben, ist zum König von Böhmen erwählt worden, dieweilen darnach der große erschreckliche Krieg erstanden. Dieweil aber der Fürsten Geschichte ist von Anderen aufgezeichnet worden, so es besser wissen denn ich, will ich allein von dem reden und schreiben, so mir selbsten begegnet und widerfahren ist.

Vor diesem grausamen und jammervollen Krieg, darmit

der allmächtige Gott hat alle deutschen Lande heimgesucht, stund ein gar schön, lieblich Bauerndörflein, so da Weiher geheißen war, zwischen dem churpfälzischen Markte Billigheim und dem zweibrückischen Städtlein Bergzabern, nebenan noch etzliche andere Dörfer, so noch stehen bis auf den heutigen Tag. Dort bin ich zum Öftern hingekommen, da ich noch ein jung frisch Blut gewesen, und auch darnach als ich zu Heidelberg ein Studiosus theologiae war, hat mich meines Vetters, des reichen Friedelbauern allda, schönes Töchterlein unterschiedlichermale dahin gezogen.

Solches geschah auch zur Herbstzeit des Jahres 1618. Da war ein fröhlich, laut Leben in den Wingerten und die Bauernkerle und Maidlein ergaben sich eiteler Lustbarkeit beim Traubenlesen und wurden da etzwelche Liedlein gesungen, so ich wohl dazumal mitsingen mochte, itzt aber solche gleichwohl als unchristliche Buhllieder verdammen muß. Wurde auch mit Büchsen und Böllern geschossen und hallete solches insbesonders von den Bergen und Weinhügeln herüber, so weiter drüben gelegen.

Da half ich dann in meines Vetters Wingerten Trauben schneiden, und neben mir stund meines Vetters holdselig Maidelein, das Kätherle, und deren Bruder Friedel fuhr mit den Gäulen ab und zu, den Most heimzubringen auf die Kelter. Der war ein gar säuberlicher Geselle, groß und schlank gewachsen, starken Armes und geweckten Geistes, wie man nicht leicht einen findet unter den Bauersleuten. Neben uns thaten andere Leute noch herbsten, solches waren eines ledigen Weibsbildes Leute, und darunter das Mägd-

lein, das in der langen Lise Haus als Waise war aufgenommen worden. Das war aber ein hübsch sanftmüthig und still Mägdlein, und ich mochte nicht unterlassen meines Vetters Kätherle zu fragen, wie das Mägdlein mit den blonden Zöpfen heiße. „Ei!“ sagte diese; „hat sie Dir auch schon den Kopf verdreht, Vetter Heinrich!? Man sollt' fast meinen, das Annmariele hätt' ihrer Base das Hexen abgelernt. Unser Friedel, sieh ihn nur an, ist am Überschnappen des Herleins halber.“ Der Friedel stund in Wirklichkeit drüben bei dem Annmariele in der Wingertsfurche und that also verliebt mit dem Mägdlein, daß solches gar verschämt that und nicht aufsehen wollte. Ich aber fragete nun weiter, was es wohl sei mit der langen Lise, ob die in Wirklichkeit mit dem Teufel im Bund stände, wie solches die Leute sagen. Und da antwort't mir ein altes Weib, so bei meinem Vetter dem Friedbauern in Lohne stund, folgendermaßen:

„Gewißlich ist sie's. Hab' ich doch selbst gesehen, wie sie der Teufel aufgesucht und bei ihr gewesen. Woher solleten auch die vielen Mäus' gekommen sein, so verfloßenen Sommer unser Feld verheerten, also daß es ein greulich Aussehen gewann um unsere Flur, da alles aufgefressen war und verdorrete. Wie hätten auch die Kühe so zusammenfallen mögen, so nicht die lange Lise ihre Teufelskunst an dem lieben Vieh üben wollte! Geht nur, junger Herr, auf die Walburgisnacht hin auf den Hexenberg, so drüben auf den Bergen nächst Bergzabern liegt, da werdet Ihr die lange Lise zunächst dem Teufel sitzen sehen und das Duckmäuserle, das Annmariele nicht weit davon.“

„Ihr seid ein Lästermaul, alte Struntzel!“ sagete ich, dieweil ich das Annmariele eher als einen Engel Gottes, denn eine Teufelsverbündete ansehen wollete, so fromm und züchtiglich war ihre Gebärde. Fuhr auch dann fort: „Und so Ihr nicht schweiget, werd' ich's dem Friedel sagen, der nicht leiden wird, daß dergleichen Reden über sein Annmariele ergehen!“

„Ja, ja! saget's ihm nur, dem lockeren Vogel, so da nicht an vorige Zeiten denken will,“ antwortet' die Alte. „Warum heirathet die lange Lise nicht, so sie nicht dem Teufel angetraut ist? Fraget derhalben nur Euren Vetter, den Friedelbauer, selber — der wird's Euch nicht verhehlen. Die Hexe hat Gut und Geld zur Genüge und könnete wohl eine treffliche Haushaltung führen, so ihre Seele nicht zum Voraus schon an der Hölle Pforten genagelt wäre. Und vermeinet Ihr, daß an Allem dem ein wahres Wort, was sie da von dem armen Manne fabelt, von welchem sie das Annmariele zur Pflege habe empfangen? Da will ich Euch 'was Besseres künden: Die Blondhärichte dort üben mit der säuberlichen Fratze ist nichts anderes, denn ein Kind des Teufels, mit dem die lange Lise in schändlicher Buhlschaft eht!“

Da ward ich solcher gräulichen Beschuldigung ganz erboset und fuchtig und sagete auch:

„Wie gebühret Euch von Eurem Nächsten solch' böse, giftige, teuflische Rede zu führen! Dessen sollt Ihr noch Rede stehen und Eurer gewissen Strafe solcher Verunglimpfung halber wohl gewärtig sein.“

Als darnach mein Vetter, der Friedelbauer, selber kam, erzählte mir der eine Geschichte aus früheren Jahren, daraus ich abnehmen mochte, daß die alt' Schwenkin (so war das bös' alt' Weib geheißen) keineswegs gar unrecht hatte. Ich hatte schon gehört, daß der Friedelbauer einen Bruder gehabt, so da ein liederlich, faul Stück Fleisch gewesen und nichts lieber thun mochte, denn im Wirthshaus sitzen, trumpfen und mit dem Humpen sich üben, so ihm besser däuchte denn ehrlich arbeiten und Sonntags in die Kirche gehen. Das erzählte mir nun der Friedelbauer wiederum und noch anderes mehr. Nemlich:

Dazumal, als des Friedelbauers Bruder noch ein junger Bursche gewesen, kamen zum Österen Zigeuner und dergleichen heidnisch und unrein Volk in's Dorf und erhielten Herberg bei der langen Lise; und nun schlenderte allezeit der leichtfertige Hannes hinüber in das Haus, und dieweil man glauben mochte, es gelten solche Besuche der langen Lise, wollete solches sich der alte Friedbauer gerne gefallen lassen, dieweil der langen Lise Mutter nicht übel stund an Geld und Gut. Aber dem war ganz anders; bei dem Zigeunervolk war ein Maidlein, so des Friedelbauers Hanns ganz und gar den Kopf verrückte und wenn man vermeinete, er schäckere mit der langen Lise, buhlte er mit der schwarzen Dirne, so da alle Teufelsmittel anwandte, ihn ganz und gar zu verstricken. Nun sagete man wohl, der langen Lise Mutter stamme auch von Zigeunern, derhalben sie auch also gut Freund mit dem schwarzen Gesindel gewesen, ja etzliche wolleten gar behaupten, die schöne Dirne sei der alten Lise

Schwester Tochter. Aber immerhin war große Gefährlichkeit, solchen Leuten gut Freund zu sein, die landkundig mit dem Teufel und seiner Rotte Kameradschaft machen, und war auch der langen Lise Mutter gar schlecht angeschrieben derhalben.

Nun stellete sich eines Tages heraus, daß es weit schon gekommen war mit der Buhlschaft des Hannes, denn die Leute, so da vorüber kamen, hörten im Hause ein Geschrei, als das eines neugebornen Kindleins. Vierzehn Tage darauf aber hieß es eines Morgens:

„Des Friedelbauers Hannes ist mit der Zigeunervettel auf und davon."

Seitdem hatte man nichts mehr von dem leichtfertigen Bürschlein vernommen und der alte Friedelbauer tilgete das Gedächtniß des Sohnes aus seinem Herzen, der sein halbes Vermögen verthan und darnach auf solche Weise Schande über den Namen des Friedelbauers gebracht hatte. —

Das hat mir der Friedelbauer, mein Vetter, erzählt, und ich sah, daß es ihm lieb gewesen, von der Geschichte abzukommen, dieweil er sich schämen wollete, daß er einen solchen liederlichen Bruder gehabt. Sagete mir derhalben auch nur noch das eine:

„Seht, mein junger Herr Vetter, das ganze Pack da drüben ist vom Teufel, und es wird noch meine grauen Haare unter die Grube bringen, so es noch länger fortgeht mit unserm Friedel. Die alte Lisel hat auf dem Hexenstuhl selber bekannt, daß sie auf des Teufels Brautnacht gewesen, ist darnach auch, wie sich's gebührt, mit Haut und Haar

verbrannt worden. Solches wird gewißlich auch noch deren Tochter, der langen Lise, widerfahren, — und auch die Duckmäuserin drüben, die Kleine, — seht nur, wie ihr meines Buben Verrücktheit gefällt, — auch die wird keine Gefahr haben, im Wasser zu ertrinken."

Itzt kam der Friedel wiederum herüber und hörete schweigend seines Vaters Vorwürfe und Ermahnungen an, und ich selber sehnete mich mit ihm zu reden über seine Buhlschaft, dieweil ich ihm gut war, und seiner Seele Wohl mir war am Herzen gelegen. Und war auf solche Weise keine rechte Fröhlichkeit in unserm Wingerte, wie sonst in den andern, — da es aber Abends heimging in's Dorf und alle Welt jauchzete in lauter Lustbarkeit und frommer Freude, da suchte ich Gelegenheit das Annmariele näher zu schauen, und war voll des Staunens über solch lieblich, traurig Gesichtlein, — war auch seltsam anzusehen, wie ihr blond, hell Haar zu den schwarzen Guckäugelein war gestanden. Hatte ihr Anblick auch schier also stark auf mich gewirket, daß ich darüber meines Vetters Kätherle gar vergessen hätte und war doch selbiges auch dazumal nicht gräulich, sondern ein holdselig, brav Mägdlein. Dem Friedel wollete ich's nun nicht mehr verübeln, so er das Annmariele lieb hatte, und mein Trachten stund nur dahin in der Sache Gewißheit zu erlangen, ob es mit dem Teufelsbündniß wirklich seine richtige Bewandtniß habe.

Der Friedel war wie obbemeldet nicht auf's Hirn gefallen, dabei ein rechtschaffener, trefflicher Geselle. Dem

sagete ich nun Alles, was ich von den Andern gehört und gerieth selbiger darüber auch in große Bewegung.

„Leider" sagte er darauf, „denken die Leute also von der langen Lise und dem Annmariele. Sie haben mir's selber schon oft genug gesagt und dergleichen Reden muß ich hören, wo ich geh' und steh'. Aber sie lügen's: so wahr der ewige Gott im Himmel kein Theil am Bösen hat, so wahr ist auch das Annmariele von allem Bösen fern."

„Das glaub' ich selbst!" war meine Antwort hierauf. „Aber an der festen Überzeugung davon möchte es bei uns beiden Mangel haben, dieweilen von anderen Leuten exempla für das Widerpart genugsam aufgestellt worden."

Der Friedel wollete aber solches nicht gelten lassen und leugnete gottloser Weise allen Bestand teuflischer Bündnisse und Gewalt ab. Und so stritten wir gegen einander, indem wir die Dorfgassen in der Nacht mit einander hinabwalleten bis an der langen Lise Haus, daran die Fensterläden verschlossen gewesen. Der Friedel wollete sein Annmariele noch einmal erschauen und kletterte an der Wand, da ein Pflaumenbäumelein stand, hinauf, dieweil oben am Fensterladen Licht hindurch schimmerte und man also wohl auch in die Stube schauen mochte.

Aber wie mußte meine Verwunderung groß werden, da ich sah, daß der Friedel vom Fenster auf die Straße herabkam, da er noch nicht lange geschaut haben mochte, und wie daß er gar bleich und verwirrt ausgesehen und hat ihm das falbe Mondlicht sein Gesicht nur noch mehr blaß und weiß gemacht. Darauf lehnete er an die Mauer, gleich als

hätte er eine Ohnmacht, forderte mich dann auf und sagte:

„Komm' Heinrich, komm' heim! Mir wird übel!" Wollete mich selbiger auch abhalten, da ich an dem Bäumlein hinaufgestiegen, zu sehen, was solchen Effekt bei ihm bewirket, ließ mich aber darnach doch gewähren, und wartete meiner nicht, sondern ging stillschweigend und gar traurig heim.

Da ich aber zu dem Riß, so der Laden hatte, hineinschauete, ersah ich Etwas, dergleichen Einem alle Affection für die im Haus nehmen mochte, nemlich — in der Stube der langen Lise ersah ich eine sonderliche Gesellschaft: ein schwarzes Weib, so man auf den ersten Augenblick für eine Hexe erkennen mochte, saß am Ofenheerde und rührete allda in einem Stollhäfelein ihr Gebräu, — neben am Ofen stund ein kleiner buckliger Junge, so da gierig zuschauete, und die lange Lise ging eifrig ab und zu, handthierte trefflich mit dem Kochlöffel und der Ofengabel, also daß ich vermeinete, ich müsse in jedem Augenblinzer hören, da sie um den Heerd herumlief:

„Oben hinaus und nirgends an in tausend Teufel Namen!" Damit reiten nemlich die Hexen zum Schornstein hinaus hinüber auf den Hexenplatz auf den Bergzaberner Bergen, so die Walburgisnacht herankömmt. Was mich aber meisten in Erstaunen setzte und meinem Herzen weh thun mochte, war, daß ich das fromm' züchtige Annmariele neben einem großen, starken Mann, mit hellblondem Haar und fuchsrothem Bart, greulichen ungeheuerlichen Aussehens sitzen

und gar nicht züchtiglich ihn kosen sah, also daß mich däuchte, es müsse der Teufel selber sein, so über das arme Kind Macht hatte bekommen. —.—

Nun war mir freilich klar, was dem Friedel so arg an's Herz gegangen, und daß er daran zu würgen gehabt, wollete ich doch selbst meinen Augen nicht getraut haben und solches eher als ein böses Blendwerk ansehen mögen, denn als die Wahrheit und Wirklichkeit. Schauete derhalben noch einmal hin, ersah aber deutlich, wie der gräuliche Kerl dem Annmariele das Blondköpfchen strich und sie ihren Arm um seinen Hals hatte geschlagen.

Darnach bin ich auch alsbald in meines Vetters Haus zurückgegangen; dort war schon arger Lärm und groß Getümmel, nebst wilden, zornigen Reden, dieweil die Leute den Friedel von der langen Lise Haus bleich und wankend hatten kommen sehen, und alsbald die Rede ging, das Hexenpack hätt' es ihm angethan. Burschen und Mädeln, so da auf den Gassen mitsammen waren herumgeschlendert, kamen jtzt herbei und da konnte man viele bedräuliche Worte hören, deren kurzer Sinn war:

„Die lange Lise gehöre auf den Scheiterhaufen und der Duckmäuserin — so da sich stelle als könne sie nicht drei zählen — gebühre nichts Besseres!"

Hatte sich auch bald ein Haufen alter Weiber, Männer und ledig Volk zusammengethan, thaten arge Flüche, bewaffneten sich darnach mit Knitteln, Äxten, Hebeln und Eisengabeln, und schritten also auf der langen Lise Haus zu; — Jedes wußte etwas Anderes zu erzählen von den

Hexenpossen derselben, — warum lag auch auf ihren Feldern der Segen, derweil alle andern durch Mäuse verheert, auch die Frucht abgestanden und der Brand in das Korn gekommen war.

Ich ging mit, um wo möglich grobe Gewaltthat abzuwenden. Da der wüthende Haufen an der langen Lise Haus kam, hub er an, mit Äxten und Prügeln wider die Thür und Fenster zu schlagen und wurden da grausame Flüche gethan. Die lange Lise war ein Weib in den vierzigern, noch rüstig und kräftig, aber gegen männiglich im Dorfe verschlossen und schweigsam, — hatte auch mit gar Niemanden Umgang. Die streckte alsbald, da sie den Lärm mochte vernommen haben, die Nase zu einem Schieber am Fensterladen heraus und fragete, was es gäbe und was man von ihr wolle?

Da riefen alle, so da versammelt waren, in arger Wuth: „Ei, was will die Hexe noch fragen?! Schlagt sie todt, was liegt an des Teufels Gliedmassen und seiner Höllenbrut!" Hätten auch die Leute solches alsbald bewerkstelligt, so ich da nicht vorgesprungen und ihr gesagt hätte, sie solle ihr Haus öffnen, darnach solle ihr nichts geschehen, als was da auf dem ordentlichen Rechtsgang zu geschehen pflegt. Mittlerweilen war ein Mann aus der Thüre unter den Haufen gesprungen mit bloßem Messer und gräulicher, bedräulicher Gebärde, also daß alle Welt sich dessen entsetzte und zurückbebte. Der war gar seltsam gekleidet; ein großer schwarzer Hut saß ihm auf dem Ohr, darunter der rothe Bart seine Borsten hervorstreckte; ein grau Röcklein lag ihm um den

Leib und war sein Antlitz erschrecklich anzusehen, also daß männiglich nicht wissen mochte, wie ihm zu widerstehen.

Ihm selber aber war's um's Wegkommen zu thun, hatte auch ein Weibsbild an der Hand, mit der er durch die Scheuer in den Grasgarten eilete und erst jtzt wiederum kriegten die Leute Herz und drangen nach. Die alte Schwenkin brachte jtzt ihres Mannes Büchse, darin eine geweihete Kugel, solche nahm der alte Friedelbauer selbst, der dem Haufen durch die Scheuer herzhaftiglich voranging. Das ungeheuerliche Paar strich am Zaun entlang, aber es war so helle Mondnacht, daß man sie wohl ersehen konnte. Rief auch der Friedelbauer mit lauter Stimme:

„Kommt, Ihr lieben Burschen! Das ist der alte Hexenmeister, haben wir den, so ist dem Teufel alle Macht über uns und unser Gut genommen!" —

Hetzeten die Gesellen auch selbigen arg nach, der Friedelbauer that einen Schuß und alsbald stürzete auch das Weibsbild auf den Boden mit lautem, jämmerlichem Schrei, und da man näher kam, ersah man, daß sie ein Kindlein im Tuch auf dem Rücken trug, so gar kläglich that. Stellete sich aber jtzt der Mann vor sein geschossen Weib, hub sein Messer hoch empor und war anzuschaun gleich einem Rachegeiste, also daß auch sich Niemand hinwagen wollete und alle zurückwichen in's Dorf, da ich zum Überfluß auch Mitleiden verspürete mit dem blutigen Weib und die Anderen dringlich ermahnete von weiterer Gewaltthat abzulassen.

Im Dorfe hatte ein anderer Haufen die lange Lise aus

dem Hause gerissen und noch selbige Nacht auf den Hexenstuhl gesetzt; dort hat sie der Meister Peterlein von dem Gericht in Münster, so gerade zur Zeit im Dorfe gewesen, dreimal mit der Folter gefragt, aber sie läugnete hartnäckig und dieweil sie für heute genug gepeinigt, sollete sie morgen nochmals gefragt werden.

Solches geschah auch mit mehrerer und schärferer Marter, worauf sie auch eingestanden, daß sie eine Hexe sei, mit des Teufels Hülfe Mäuse und anderes Ungeziefer gemacht und Hagel und Schossen hätte ausgebrütet. Aber das Annmariele sei keine Hexe, die wolle man in Ruhe lassen. Da man aber die Daumenschrauben von der Lise Fingern genommen hatte, läugnete sie wiederum, also daß sie mußte mit dem Kränzelein aufgezogen werden, auf daß sie gestund, wie daß sie zu der Schwenkin sei auf der Ofengabel geritten und solche zur Teufelsbuhlschaft überplaudern wollete, wie selbige auch ausgesagt. Sollete darnach auch, wenn die Nacht herum, auf dem Scheiterhaufen ihren Lohn empfangen.

Derweil saß daheim der Friedel, der sich um nichts mehr, was da um ihn vorging, kümmern wollete und als ein Blödsinniger vor sich hinstarrete. Ich ging zu ihm hinein in den Stall, da er bei seinen Pferden saß, es war schon in der Dämmerung des Tages, der da auf die verhängnißvolle Nacht gefolget war. Mit großer Noth brachte ich ihn dazu, mit mir im Feld herumzustreichen, auf daß er zerstreuet würde, dieweil ich besser gewußt, was ihm fehle, als alle andern. Leitete auch die göttliche Schickung unsere Schritte

nach einem heimlichen Ort, so da eine tiefe Hohle*) war, und dazumal schon von den umwohnenden Bauern zur Sandgrube ist benützet worden.

Da wir dahin kamen, sahen wir in einem Loche zwei Leutlein sitzen, ein Mägdlein und ein klein Büblein, so in des Mägdleins Armen lag. War schon dunkel und darum an dem ungeheuerlichen Ort sonst Niemand, — nemlich, man hieß es allda „an den Fuchsgruben" und männiglich im Dorfe war bekannt, daß es an den Fuchsgruben nicht sauber, dieweil zum Österen da ein dreibeiniger rother Fuchs war gesehen worden, so da den Leuten nicht ausgewichen, sondern sich keklich ihnen entgegengestellt, und erst jüngst wiederum auf der großen Fuchsjagd des Herrn Amtmanns auf Landeck ein ganz Rudel Jagdhunde sammt etzlichen Jägern in die Flucht geschlagen habe.

Die beiden Leutlein sind unserer nicht gewahr geworden, bis daß wir ganz nahe bei ihnen stunden und das Mägdlein rief itzt:

„Sei ruhig Jackele, da kommt der Vater" — wendete sich dann zu uns und sagete:

„Du kommst spät, Vater, — die Mutter ist todt!"

Ich erkannte die Stimme wie auch der Friedel als die des Annmariele, was mich in höchstes Erstaunen versetzte, noch mehr aber, da ich in der Grube neben den Kindern auf den Sand hingestreckt einen Leichnam bemerkte, den ich

*) Statt Hohlweg gebraucht, wie noch jetzt in der pfälzischen Volkssprache.

auch alsbald als den des schwarzen Weibsbildes erkannte, so von dem Friedelbauern war geschossen worden.

Mich schauderte an Leib und Seele, der Friedel aber trat zu dem Mägdelein hin und sagete:

„Annmariele, bist Du's? Dann sage mir, — so Dir noch irgend welch Heiligthum bleibt, beschwöre ich Dich dabei, — sage mir, ob Du Gemeinschaft mit Denen da hast und schon hattest; so will ich das, was ich gesehen, als Blendwerk der Hölle ansehen!"

Darauf antwortete sie und richtete dabei das bleiche Gesicht auf das des Friedel, daß der ihre Unschuld daran erkennen mochte; aber ihre Worte waren anders und mochte aus selbigen ihre Schuld erkannt werden, nemlich sie sagte:

„Ja, ja! Und werde bei ihnen bleiben, so lang es Gott gefällig ist!"

Der Friedel drückete die Faust wider seine Stirne, redete dann also:

„Und dann wagst Du noch den Namen Gottes auszusprechen, Verlorene!? Annmariele, wie konntest Du mir das thun, und wußtest doch, wie gern ich Dich hatte, und wie ich Alles, Alles Deinetwegen hätte verlassen und Dir allein anhängen mögen. Warum hast Du mich so um mein junges Leben betrogen?"

„Ich?" sagte hierauf das Mägdlein sichtlich angegriffen. „Ich nicht, Friedel! Du selbst oder doch Deine eigenen Leute haben es gethan. Sieh da, diese hat Dein Vater erschossen, — was willst Du noch von mir?"

„Gehe von der Höllenrotte — Du kannst wohl noch ge-

heilt werden, so Du mir folgest!" erwiderte der Friedel. Aber das Mägdlein sagete:

„Laß ab von mir, Friedel! Von dergleichen kann nimmer die Rede sein. Die Leiche da würde sich aufrichten und meinen Schritt hemmen, so er nach Dir gerichtet wäre. Ich bleibe bei den Meinigen und will mit ihnen sterben, so es sein muß!"

„Dann sei Gott Deiner Seele gnädig!" rief der Friedel, verhüllete das Gesicht mit beiden Händen und eilete also von der Stelle.

Ich aber blieb, dieweil ich hoffete, von dem Mägdlein Etwas zu vernehmen, so da in der seltsamen Historie ein Licht anstecken möchte. Der Knabe, so ihr in Armen lag, war ein ungestaltet, zwerghaft Kind und grinsete mich sonder Furcht an, da ich mich an das Mägdlein wandte und sie fragete, was sie itzt zu thun gedenke, wenn ihre Pflegemutter, die lange Lise, verbrannt sei, das wohl morgigen Tag geschehen werde. Bei solcher Nachricht sprang sie auf, starrete mir in's Antlitz, daß mir ganz unheimlich wurd', sagete dann:

„Wollet Ihr, Herr, mir eine Bitte nicht versagen und es soll Euch am jüngsten Tag solche gute That hoch angerechnet werden. Bleibet bei dem armen Kinde da, nur so lange, bis sein Vater gekommen! Bleibet auf die Bitte eines unglücklichen, zweifelmüthigen Mägdleins!"

Ich hätte ihr wohl noch eine größere Bitte nicht abgeschlagen und wäre sie zehntausendmal eine Hexe gewesen, blieb auch stehen, da sie in die Nacht hineinlief, nachdem sie

den kleinen Balg nochmals zärtlich abgeschmatzt und getröstet, auch von des Weibes Leiche, so im Sande lag, zweifelmüthig und mit großer Affektion Abschied genommen hatte.

Da stund ich nun allein auf der verrufenen Sandgrube, neben einem Todten als Wächter und Hüter eines Wechselbalgs, des Teufels selber gewärtig in meinen damaligen Gedanken, und hat mir die Haut auch nicht wenig zusammengezogen, gleich einer Gänshaut. Hab' auch im Mondlicht einen Fuchs an mir vorbeischleichen sehen, ob es der dreibeinige, weiß ich nicht zu sagen, glaube aber solches insonderlich, da er sich darnach umgeschaut und mich ganz dreist angestarret hat, als fürchte er sich nicht vor mir. Darnach geschah ein leiser Pfiff und da ich mich im Mondlicht umsahe, wollete mich dünken, als säh' ich an dem Hagedorn über dem Weg einen Mann stehen und eine Frau, also daß ich dessen gar sehre erschrocken und mich nicht von der Stelle rühren mochte aus lauter Furcht und großer Angst. Geschahe der Pfiff darnach noch zwei mal und dieweil ich mich nicht rührete, strichen die Leutlein quer feldüber und ich war wiederum allein; stund auch da, bis die Hähne im Dorf laut kräheten und kam dorten mit dem Buben bleichen entstellten Antlitzes an.

Dort gab es neue Zeitung: das Annmariele war in's Dorf zurückgekommen, aus dem es seit gestriger Nacht war verschwunden, hatte sich selber als Hexe angegeben, unaufgefordert, und wollete Alles gestehen, so man es zu der langen Lise bringe. Seine Pflegemutter sei unschuldig und sie allein die Schuldige, so auf die Hexentänze gegangen und den

Leuten die Saat verderbet hätte, sonder Wissen und Willen der alten Lise. — Da man nun die lange Lise mit ihr confrontiren wollete, fund man in deren Kämmerlein (da sie also aufbewahret gewesen, daß sie mit keinem Fuße an den Boden reichete) zu großem Staunen Niemanden vor, als eine alte Eule, so hoch oben an dem Loch in der Mauer saß und alsbald durch die Luft eilete, da man nach ihr geschlagen. Nun war aber schon der Scheiterhaufen vorigen Abends errichtet worden und man war dessen froh, daß man doch der kleinen Duckmäuserin habhaft, dieweil sonst alle Mühe umsonst gewesen.

Aber die wollete nunmehr nichts mehr vom Teufel und seiner Libation wissen, auch da nicht, da man sie auf den Hexenstuhl gesetzt und peinlich sie gefragt hatte.

Da sie nun also auf dem Hexenstuhle saß, verlangete sie eifrig nach dem Friedel, dem sie etwas Wichtiges zu offenbaren hätte. Den aber fand man erst nach langem Suchen, und da er herbeitrat, wollete in ihm schier Niemand mehr den Friedel von ehedem erkennen, so heruntergekommen an Leibesschönheit war er, — denn seine Wangen waren bleich und eingefallen, seine Augen trüber denn ein angelaufen Fensterglas, daß männiglich Bedauern mit ihm hatte, und seine Beine schlotterten als ein Paar Mühlsäcke. So kann Gott der Herr über Nacht sein schönstes Werk, einen feinen sauberen Christenmenschen, verstören!

Der Friedel trat heran an den Hexenstuhl, darin das Annmariele saß, er mochte nicht aufschauen, aber das Mägdlein redete also:

„Friedel, auch Du verdammst mich! Komm, das sollst Du nicht, das darfst Du nicht, und so wahr ich unschuldig bin und im heiligen Christenglauben versterben will — Du wirst es nicht, so Du gehört hast, was ich Dir sagen will."

Damit winkte sie ihm näher, der Henker ruhte ein Bischen von seiner Arbeit aus und wohl eine halbe Viertelstunde — mehr nicht — redete das Pärlein mit einander. Der Friedel hatte während des Colloquii des Annmariele Händlein erfaßt, so gar jämmerlich zerquetscht gewesen von den Schrauben des Henkers, pressete die an seine Backen und die ihm nahe stunden, sagten, er hätte geweint, — solches weiß ich nicht, ob es zu glauben, dieweil der Friedel sonst ein baumstarker Bursch' ist gewesen und ich ihn weder vor noch nach je habe weinen sehen — und immer näher rücketen sich die beiden Leutlein, und immer leiser wurde ihr Gerede, also daß die Leute, so vor der Zimmerthür gestanden, kein Wort vernehmen, viel weniger verstehen mochten.

Als aber die Frist verflossen war, ging der Henker wiederum hin, sein Werk nochmals anzuheben und dem Mägdlein Geständnisse abzunehmen. Da er aber den Friedel auffordert jtzt abzutreten und ihm Platz zu machen, sieht ihn derselbige mit seltsam bedeutlichem Lächeln an, saget:

„Deiner ist man nicht mehr benöthigt, Peterlein! Der Teufel hat sich beschissen! Die da ist mein und weder Euere Hände, noch die des ganzen Packs im Dorfe sollen sie mehr berühren."

Damit hob er das Annmariele in die Höhe, die Leute starreten ihr in's Antlitz; das aber war bleich und unbeweg-

lich, die Augen gebrochen, — das Annmariele war todt. Und als an jenem Abend — es war der 26. Oktober Anno 1618 — des Friedelbauern Bube, der starke Friedel, aus seines Vaters Haus und seinem Heimathsdorfe schied, da schien es, als sei Glück und Segen von Stund an von Dorf und Haus gewichen, und wären die Leute gen einander aufrichtig gewesen, müßeten sie sich immer gestanden haben, daß sie nicht gar recht und christlich gen die lange Lise und deren Pflegetochter hätten gehandelt und seien selbige auch wirkliche Hexen gewesen. Wie aber nahm Angst und Scheue erst überhand, da Gott der Herr nämlichen Abends noch den Vorboten seines Strafgerichts zwar für alle deutschen Lande, insonderlich aber für das Dörflein Weiher hat gesandt! Nemlich es erschien in jener Nacht noch ein schrecklicher Comet, mit einem langen brennenden Schweif am Himmel. Etzlicher Orten, wo der Comet hernach gestanden, verspürete man einige Tage vorher feurige Strahlen. Seine Farbe war anfänglich ganz röthlich, anderswo aber bleichrother Farb', so je mehr und mehr verblichen, bis er ganz verschwunden. Er stunde der Erde näher denn der Mond und zeigete sich einiger Orten 27 Tage, anderer aber mehr und solches auch in dem Dorfe, da mein Vetter, der Friedelbauer wohnete.

War aber der Comet grausam und fürchterlich anzuschauen und so er einen Tag früher gekommen, wäre Vieles nicht geschehen, so ohne dieß geschehen ist, dieweil vor seinem Antlitz alle Herzen erbebten und in Ahnung großen Unglücks stehen mochten. Ist auch dem, was da die Allmacht

mit der sündigen Menschheit geredet, treulich Wort gehalten und nachgekommen worden, wie solches noch in gutem Andenken steht und für alle Zeiten in der Erinnerung der Menschheit stehen wird.

Habe also weitläufig der schönen Annmarie von Weiher Historie erzählet, dieweil es mit dem, so da nachfolgt, in gutem Bezug steht, wie leichtlich erhellen wird nachfolgends.

Muß aber noch berichten, daß mir der Friedel vor seiner Wegreise die Sorge für das arm' krüppelhaft Büblein, so da nicht einmal reden konnte, noch sehr auf's Herz band und hab' ich und seine Schwester, so darnach mein ehelich Weib geworden, ehrlich seinem Verlangen willfahret. Was der Friedel aber mit dem Annmariele noch geredet, erfuhr nicht Vater und Mutter, noch Schwester und Freund. Das nahm er mit sich hinaus in die weite Welt und ist ihm solches niemals entschlüpfet, auch gen keinen Menschen nicht.

2.

Das Klageweib.

Wie der Menschheit durch untrügliche Zeichen am Himmel und Erde ist verkündet worden, ist auch darnach geschehen aller Orten im Übermaß. Ehe aber dieß Unglück seinen völligen Ausbruch nahm, erschienen zu Jedermanns Entsetzen Anno 1619 drei Sonnen am Himmel, also daß alle Welt in großer Sorge stund wegen der Abreise unseres nun höchstseligen Churfürsten von Heidelberg nach Prag, und wolleten viele nichts Gutes dabei sehen für die Folge.

welches auch in Ansehung der daherrührenden Verwüstung unserer edlen Pfalz richtig eingetroffen.

Ein Jahr darnach entzündete sich nemlich im Monat Augusti die Kriegsflamme, und ward der wälsche Markgraf Ambrosius Spinola auserlesen, mit spanischen und burgundischen Kriegsvölkern die Pfalz am Rhein zu verheeren, was er auch trefflich vollführet, inzwischen die Unirten still gesessen und nichts gethan, als daß sie das Land gleich den Feinden verderbeten. Ist darnach auch von des Churfürsten Freunden mit Glück und Unglück gekämpfet worden, und hat sich in solchem Krieg insonderlich der pfälzische Reiteroberst Oberntraut ausgezeichnet, unter dessen Cornets, wie das Gerücht ging, auch meines Vetters Friedel stund. Schon zu der Zeit war großer Jammer in den pfälzischen Landen, die fremden Völker verzehreten Alles und fügten dem Unterthan all' möglich Herzeleid zu, — waren auch die Landstrassen aller Orten unsicher, sonderlich passeten die Wallonen den Leuten auf, mergelten mit Auferlegung großer Contributionen das Land aus, hieben die fruchtbaren Weinstöcke und Bäume ab und verbrannten sie und thaten noch sonst den Leuten, insonderlich etzlicher Orten dem Weibsvolke großen Schaden an, daß Jammer und Noth herrschete überall im Lande.

So kam das Jahr 1622 heran, also vier Jahre nach der Historie mit dem Annmariele. Ich befund mich wiederum bei meinem Vetter, dem Friedelbauer, in dem Dörflein Weiher, dieweil jtzt sollte bald mein' und seines Töchterleins Hochzeit sein. Auch in das Dörflein hatte sich des

Krieges Jammer erstrecket, es wollete Niemand mehr arbeiten und die jungen Leute gingen zu Lauterburg, da der Mansfeld sein Hauptquartier hatte aufgeschlagen, dieweil dieser berühmte, tapfere Feldherr Patente für 6000 zu Fuß und 1600 zu Pferd zu werben ertheilte.

Fing aber dieses Jahr wiederum mit grausamen Zeichen an und waren große Feuer am Himmel zu sehen und haben sich solche Anzeichen als richtig bewähret. Der Mansfeld ließ Landau und die speierische Burg Meidenburg, so nur eine Stunde ist von dem Dörflein gelegen, stürmen, thät allenthalben im Elsaß zu Bergzabern, Weißenburg, Hagenau und etlicher anderer Orten großen Schaden und bekam insonderlich auf der Meidenburg*) große Beute. Der Tilly aber stund mit seinen Bayern über'm Rhein am Neckar und nahm alle festen Orte dorten weg, bis die zwei aneinander geriethen.

Wir aber in dem Dörflein stunden täglich erschreckliche Angst aus, insonderlich wurde der Friedelbauer mit grausamen Ahnungen und Ängsten gequält. Einmal wollete er von dem Gespenste seines längst vergessenen Bruders gejagt, ein andersmal von einer Hexe gepeinigt worden sein, so da der langen Lise gleich sah, wie ein Wassertropfen dem anderen, — und wieder wollete er von einem blutigen Weib als ihren Mörder sich angeklagt sehen. Er hatte nicht einmal so viel Herz, allein mehr im Felde zu gehen, dieweil

---

*) Diese Meidenburg ist die jetzige Ruine der Madenburg, bekannter unter dem Namen „Eschbacher Schloß", vielbesucht wegen der unvergleichlichen Aussicht von seiner Höhe.

ihm überall bekannte Gesichter erschienen, — ja, er wollete am Ende nicht einmal mehr allein im Hause bleiben, dieweil er sich vor dem ungestalteten Buben, dem Jackele, fürchtete, so wir noch im Hause hatten. — Aber es gab außer ihm noch Leute, die da von ungeheuerlichen Dingen redeten, so sich jetzt zutragen, — und die Meisten sahen das arme, taube Büblein nur mit großer Scheue an, dieweil sie sageten, es sei ganz gewißlich ein Wechselbalg, gehe mit dem Teufel und seiner Rotte um und verdiene nichts Besseres, denn das Schicksal derer, so ihn im Dorfe gelassen.

Nun muß ich selber gestehen, daß das Büblein ein seltsam Bürschlein ist gewesen, — öfters in der Nacht, da man in sein Bettlein schaute, war kein Jackele zu sehen, des andern Morgens aber war er wiederum da; was er aber gethan, und wo er gewesen, konnte man von ihm nicht herausbringen. Etliche aber wolleten ihn des Abends, da schon die meisten Leute im siebenten Traum gelegen, in ungeheuerlicher Gesellschaft gesehen haben, item sagte auch der Feldschütz, daß er ihn einstmals unten am Bruch, so da ein sumpfig Stück Land gewesen, bei übeler Gesellschaft um ein Feuerlein sitzend gesehen habe, daß er nicht anders vermeinet als er sähe den Teufel mit seiner Großmutter bei dem Büblein. Solches hat auch der Nachtwächter bestättiget und gesaget, es schlichen zum Öftern greuliche Gestalten um das Dorf zur Mitternachtszeit und wo er sie gesehen, da sei gewiß des andern Tages eine Kuh todt gefunden, ein Schwein gestohlen und der Hühnerstall geleert worden, oder ist gar im Hause an Menschen ein Unglück geschehen. Hätte der-

halben auch nicht viel gefehlet, daß man dem seltsamen Büblein den Garaus gemacht, aber da geschah eines Tags ein groß Wunder.

Nemlich, da der Feldhüter (so beiläufig gesagt der Ärgsten einer gewesen, als es der langen Lise galt,) an einem Mittage am Bruch vorbeiging, trat aus dem Rohr alldorten ein fürchterlich groß Weib, in seltsamer Kleidung und entsetzlichen Ansehens, daß er nicht anders gemeint, als er sehe das Klageweib, so da anzeiget, wann Jemands Todestag ist, — die hatte ihm aber etwas ganz Verschiedenes zu berichten, nemlich sie sagete also:

„Höre, Du Schelm! So man im Dorfe nur ein Härlein auf des Jackele Häuptlein krümmt', müssete das ganze Nest Euch über dem Kopfe zusammengebrannt werden. Richtet Euch darnach, Ihr Schelme!“

Das hatte dem Feldhüter solche Angst gemacht, daß ihm das Herz erzitterte und die Lenden schütterten, und zum Übermaaß seiner Noth mußte er noch an den Sandgruben vorbei, allda ein Mann stund, dessen Anblick gar erschrecklich gewesen, und hat ihm solcher nur bestättiget, was er von dem Weibe vernommen. Das sagete der arme Geselle im Dorfe und Niemand that ferners dem Jackele etwas zu Leide, im Hause und im Dorfe aber sah man das Büblein voll großer Scheue an.

Dazumal aber hatten die fremden Kriegsvölker die ungarische Krankheit in's Land gebracht, daran starben viel Menschen dahin und in unserem Dorfe kamen zum Öftern auch solche Fälle vor. Es war eine böse Zeit, — die Käuz-

lein auf den Dächern schrieen in einem fort und anzeigten sich als rechte Todtenvögelein; auch das Klageweib — so etlicherorten die Wehmutter heißet — ließ sich in der Nacht vor den Fenstern blicken, und stund es also schlimm um das Dorf, daß Gott kein Erbarmen mehr hatte.

In des Friedelbauers Haus lag aber meine Base, des Kätherle Mutter, todkrank darnieder, — das Jackele stund mit seltsamer Gebärde vor ihrem Bette, dieweil sie dem Büblein war gewogen von jeher. Das Kätherle stund in großem Zweifelmuth, — draußen heulete wiederum das Todtenvögelein, die Mutter aber begehrete in ihrer letzten Stunde noch des Friedels, ihres einzigen theuren Sohnes, der noch nichts von sich hatte hören lassen.

Da wollete dem alten Friedelbauern das Herz brechen, daß der Sohn nicht da, — und war großer Jammer im Hause, draußen aber heulete der Nachtföhn mit den Käuzlein um die Wette.

Da pochte es an's Fenster, das Jackele warf sich schreiend auf der Sterbenden Lager, — der Friedelbauer aber sah an's Fenster und fuhr entsetzt zurück: vor dem Fenster stund mit fliegendem Haar das Klageweib.

Wir alle waren vor Schrecken ganz stumm. — Die Sterbende rief kläglich nach ihrem Sohn und Niemand mochte sie trösten. Und mit wiedergekehrter Lebenskraft riß sie sich von ihrem Lager auf, redete ganz vernehmlich, wie daß das arme Annmariele ein unschuldig Mägdlein gewesen sein müsse: solches habe sie immer geglaubt, und getreulich der greulichen Marter, damit sie gepeinigt wurd', wider-

rathen. Das Elend aber, so itzt auf dem Dorfe liege, hätte man sich damals auf den Hals geladen, da man die lange Lise auf den Hexenstuhl gesetzet, das fremde Weib geschoßen und das Annmariele zu Tode gemartert habe, also daß dem Friedel alle Lust am Leben genommen und ihr ein Sohn geraubet wurd'. So klagete und jammerte sie bis nach Mitternacht.

Das Gespenst vor dem Fenster war bald wiederum mit dem Sturm dahingebrauset, — auch das stumme Jackele war nirgends mehr in der Stube zu sehen. Alle hatte ein unsäglich Grauen erfasset, insonderheit war der Friedelbauer ganz weg, und saß dorten mit gesenktem Kopf, sonder Kraft und Will' sein sterbendes Ehegemahl zu tröſten. Da wurd' plötzlich die Thüre aufgethan und hereintrat ein Rottenmeister von den pfälzischen Reitern des Obristen Oberntraut, so da ein gar tapferer Herr gewesen und etlicher Orten schon unterschiedliche Haufen Spanier hatte darnieder gehauen.

Der ging eiligen Schrittes durch die Stube auf das Lager der Kranken hin und die schrie mit lauter Stimme:

„Mein Friedel! mein Sohn!"

Es war auch der hochgestaltete Rottenmeister kein Anderer, denn meines Vetters Friedel.

Die Base starb in selbem Augenblick, da sie ihren Sohn wieder gefunden.

Der Friedel aber war mit seiner Rotte von einem Streifzug am Dorfe vorübergekommen, und hatte ihm allda das stumme Jackele seiner Mutter Sehnsucht und schlimmes Be-

finden wo möglich durch Gebärden klar zu machen gesucht, worauf er denn auch mit seinen Leuten in's Dorf geritten.

Wir stunden noch in der Stube schmerzlich beweget und ohne etwelche Rede, da ein Reiter vor das Haus sprengete und nach dem Rottenmeister begehrete, dieweil auf der andern Seite des Dorfes eine streifende Rotte des Feindes sich zeigete und von Jemanden geführt würde, der des Weges und des Ortes äußerst kundig sein müsse. So wurde der Friedel von seiner Mutter Leiche weggerissen und alsbald jagte auch ein Haufen feindlicher Reiter in's Dorf hinein, in Hoffnung unversehens Friedels Mannschaft aufzuheben. Das Geschrei der Feinde und der pfälzischen Reiter, so bald selbigen schlagfertig entgegenstunden, rüttelte die wenigen Leute aus dem Schlafe, so sich heute Nacht demselben überlassen hatten, und nun hub ein böses Schießen und wüthendes Schlagen in der Nacht an, — die Sturmwolken hatten sich verzogen und ein klarer Fleck vom gestirnten Himmel ließ so viel Licht auf das Dorf fallen, daß man schon Feind und Freund unterscheiden mochte.

Bisher hatte die Überraschung meines Leibes und Geistes Kräfte gänzlich gelähmt, da ich aber jtzt deutlich von der Gasse den Ruf Friedels vernehmen konnte, wollete ich nicht länger zusehen, da ich für den Freund und Bruder vielleicht etwelches thun konnte in seiner Noth. Rief derhalben auch alsbald den Knechten im Hause zu, jtzt den Muth und die Herzhaftigkeit wieder zu zeigen, so sie einsmals gegen ein armes Weibsbild bewiesen, — ließ auch das Kätherle bei ihrer Mutter Leiche allein und suchte hin-

auszukommen auf der pfälzischen Seite, wo ich bereits schon etzliche beherzte Bauern aus dem Dorfe traf, die da wacker in die Feinde schlugen. Geschossen wurd' nicht mehr, aber desto trefflicher zugeschlagen, insonderlich theilete der Friedel Hiebe aus, die aus dem Salz waren, und zeigten sich seine Reiter als wackere mannliche Gestalten. Jetzt erscholl aus eines Weibes Hals der Ruf: „Feuer!" und loderte auch wirklich eine gefüllte Scheuer in hellen Flammen auf. Die aber stund nicht weit von des Friedelbauers Haus, also daß mein Herz in großer Angst darob erbebete. Ich zog mich aus dem Kampfe zurück in das Haus, ein Mann eilete eben über den Hof, in welchem ich mit großer Verwunderung beim Licht des Brandes jenen seltsamen Gesellen erkannte, den ich in der langen Lise Haus einsmals gesehen. Ich ahnete von seinem Hierverweilen das Allerschlimmste und leckten auch alsbald schon die Flammen um Haus und Scheuer, also daß ich mit knapper Noth noch in's Haus gelangen mochte, mein theuerstes Kätherle zu holen. Hatte das arme, schwache Mägdlein auch alsbald ereilt, nahm sie kräftiglich in meine Arme, sie aus der Flammen Bereich zu tragen, — aber da wollete sie wiederum in's brennende Haus zurück und schrie kläglich nach ihrer todten Mutter. Da ging ich denn mit Gottes Beistand nochmals in das Haus, das Feuer leckte an Thür und Stiege und hemmte meine Schritte. Aber meines lieben Maidleins kläglich Rufen nach ihrer todten Mutter schlug mir an's Ohr, — ich schritt herzhaft weiter durch die Flamme und wäre wohl auch des Feuertods gestorben, so mich nicht plötzlich Jemand am Arme ge-

halten und rückwärts aus dem Feuer gedrängt hätte, und da ich aufsah, war es ein großes bleiches Weib und da ich sie schärfer anblickte, war es die lange Lise.

Die aber sagte:

„Wo wollt Ihr hin, junger Herr? Ihr sollt doch nicht den Höllentod sterben! Die so Ihr suchet, ist bereits in Sicherheit — sie war ein brav Weib, nur ein Bislein schwach in ihrem Leben, — soll derhalben nicht ihr Leichnam im Feuer untergeh'n. Aber saget, wie steht es draußen!"

Ich hatte kaum Kraft ihr zu antworten, daß der Friedel mit seinen Leuten der Übermacht unterliegen müsse, so da nicht unversehens Hülfe komme. Darauf fragete sie mit Hast:

„Wie saget Ihr? Der Friedel!? Der Rottenmeister ist des Friedelbauers Sohn?!"

„Kein anderer!" war meine Antwort.

Sie stieß einen gellenden Schreckensruf aus: „Gott! Gott! Dann haben wir den verderbt, so der einzige Gerechte gewesen im Dorfe! So er noch zu retten, will ich es thun, des seligen Mädchens halber!"

Und darauf ist sie fortgerannt und hat mich stehen lassen. Und da ich wiederum eilete, dahin zu kommen, wo mein Kätherle war, hörete ich plötzlich vor dem Scheuerthor einen greulichen Angstschrei, so aus des Friedelbauers Mund kam; der stand dorten wie von Gottes Strahl getroffen und ihm gegenüber ersah ich den ungeheuerlichen Gesellen mit dem rothen Bart und schwarzen Schlapphut. Der grinsete so höhnisch und boshaft, wie mir noch niemals ist vorge-

kommen von einem Menschen, trat dann näher und redete in diesen Worten, so ich hören mochte, dieweil ich vor großem Staunen stille stund: „Nun, Friedel! Wer ist jetzt im Vortheil von uns beiden? Du hast mich aus dem Herzen des Vaters und von Hof und Gut verdrängt, Schurke: wo ist Dein schönes Haus itzt? Du hast mir ein theures Weib erschossen: wo ist Deine Frau itzt? Du hast durch Deine teuflischen Anschläge meinem geliebten frommen Kinde den Tod gebracht, — und in diesem Augenblicke verblutet Dein einziger Sohn unter den Säbeln derer, die ich über ihn her geschickt! Und Du alter, heuchlerisch sündiger Bursche sollst meinem Messer nicht entwischen, oder Gottes Blitz soll mir Arm und Bein lähmen mein Leben lang, so ich Dich nicht zu allen Teufeln schicke!"

Hätte sich auch der Wüthige als ein reißendes Thier auf den Alten gestürzt, so ich nicht zwischen hinein wäre gesprungen, und solches den mörderischen Gesellen zum Stehen gebracht, da er die Wehr ersah, die ich blank in der Hand gehalten.

„Was wollet Ihr von dem Alten, Bursche!" rief ich ihm zu, als er mich anstarrete.

„Gott's Wetter!" rief er auf solche Froge. „Ihr traget Gelüste nach der Hölle, junger Laffe! Aus dem Wege, oder . . ."

„Nie und nimmermehr!" antwortet' ich herzhaftiglich.

„Nun, so komme Euer Blut über Euch selbst!"

Darmit hatte er mich angesprenget und wenn ich auch als Studente etzliche Hiebe schlagen konnte, hatte er mir

doch alsogleich den Bratspieß aus den Händen geschlagen, und würde sich auch sonder Zweifel an des zukünftigen Priesters Leib vergriffen haben, so mir nicht ganz wider Erwarten wäre Hülfe gekommen.

Nemlich da ich schon sein Messer in meinem Magen zu verspüren glaubete, hängete sich das Büblein, das stumme Jackele, an seinen Arm, darauf er auch alsbald von dem unchristlichen Vorhaben hat abgelassen, und nachdem er das Büblein zu sich aufgehoben und solches gethan hatte, als wisse es ihm etwas zu erzählen, wandte er sich an mich, der ich zitternd und in Todesangst vor ihm dagestanden und sagte auch:

„Verzeihet meine Heftigkeit, junger Herr. Ich kenn' Euch nun, Ihr habt ein Recht auf meinen Dank des Bübleins halber. Blitz und Hagel, Ihr kamt auch zur rechten Stunde, so Euch an dem Leben des Alten etwas gelegen. Aber er mag leben in Reue und in quälendem Bewußtsein sein Dasein fortschleppen, während ein Besserer, denn er, jtzt wohl schon ausgelebt haben wird!"

Ich ermuthigte mich so weit, also zu reden:

„Wenn Ihr den Friedel meint, so wundert's mich, daß Ihr den verderben wolltet; hat doch die lange Lise, das Weib, so Euch bekannt sein muß, große Sorge und Kümmerniß um sein Leben gehabt."

„Ihr habt Recht! Ich that dies wider Wissen der Alten. Meine Rache gegen seinen Vater überwand das Dankgefühl, so ich für den Sohn verspüren muß; däucht' mir doch, es müsse ihm sein Tod nicht als das Übel vorkommen, als wel-

ches selbiger seinem Vater erscheinen muß. Des Sohnes Tod sollte mich an dem Alten rächen, so mir dieser entschlüpfen möchte."

So redete der seltsame Geselle, der wohl kein anderer gewesen, denn des Friedelbauers verloren gegangener liederlicher Bruder und nun gekommen war, für widerfahrene Übelthat Rache, erschreckliche Rache zu üben.

Draußen auf der Dorfgasse dauerte das Fluchen, Dräuen und Schlagen noch immer fort. Der ungeheuerliche Mensch hatte mir gewunken ihm zu folgen, war ihm auch nicht gut zuwiderhandeln. Da wir aber hinauskamen, ersah ich wie der Friedel sich zweifelmüthig wehrete, dieweil fast alle seine Leute darnieder gehauen waren, — drei feindliche Reiter setzten ihm gar erschrecklich zu, — er hatte sein Roß zwischen dem Düngerhaufen und der Scheuer des Bauernhauses, so einst der langen Lise war, hineingedränget und hieb da hervor gar mannliche Streiche, — auf die Länge aber mochte er's nicht aushalten, das Blut floß ihm über's Gesicht und ich meinete, das Herz müsse mir vor lauter Herzeleid zerspringen, da ich sah, wie der brave, herzhafte Friedel in Todesnöthen war, und ich ihm nicht beispringen konnte, dieweil es mir an jeglicher Wehr mangelte und auch der böse, schlimme Gesell mir mit dräulicher Geberde verbot, mich von der Stelle zu rühren, allsonst es sein möchte, daß mein Schädel nähere Bekanntschaft mit einem Reitersäbel machen dürfte. Auch aus dem Hause, da dieser Kampf geschah, schlug jetzt die Flamme hoch empor, der Friedel hätte unfehlbar untergehen müssen, — aber wie ein Wunder kam

jetzt Rettung, — ein hohes Weib mit der Büchse in der Hand stund auf des Hauses Stiege und alsbald fiel ein lauter Schuß und der feindlichen Reiter einer stürzte vom Pferde, solches geschah in dem Augenblick, da selbiger den Todesstrich nach dem ermatteten Friedel führen wollete. Mich dünkete nicht anders, als ich sähe eine der Heldinnen vom Volke Gottes des alten Testamentes, so da den Ihrigen in den Zeiten der Noth erschienen sind.

Hatte auch das plötzliche Erscheinen und die That des Weibes solchergestalt die Feinde erschrecket, daß sie abließen vom Kampf und sich gen die Flucht wandten, also daß der Geselle neben mir bös fluchete, wie kein Christenmensch fluchen kann, — sagte auch: „Höll' und Teufel! Was macht die Alte? Was fällt der Närrin ein?“

Ich aber jauchzete in meinem Herzen und war voll Dankes gen das Weib, so mir den Freund und Bruder errettete, sprang auf den Friedel zu, inzwischen der wilde Kerl mit dem stummen Jackele den fliehenden Reitern nachsetzete, dieweil in selbem Augenblick am obern Ende des Dorfes etliche Schüsse fielen, so den Feinden Angst machten, da sie glauben mochten, ein pfälzischer Reiterhaufen stürme an.

War aber dem auch in Wirklichkeit so. Die jagten den feindlichen Reitern nach; — den todesmatten Friedel aber führete ich in seines Vaters weiten Hof, so da nach zwei Seiten hin offen war, also daß allda vor dem Feuer Sicherheit gewesen. Dort fund ich am Gartenzaun schon das Kätherle bei ihrer Mutter Leiche vor, — der Friedelbauer saß darneben, den Kopf auf die Kniee gestützt, so da er-

bebeten wie Espenlaub und hab' ich mit dem alten Mann groß unsäglich Erbarmen gehabt, der jtzt da sah, wie sein treues Weib am Boden todt lag, sein einziger Sohn aus vielen Wunden blutete und Haus und Hof in den Flammen aufging.

Das war eine böse Nacht für die Leute im Dorf; etzliche Bauern lagen erschlagen zwischen brennenden Balken, und Jedermanns Haus war hin und Niemand hatte mehr ein Obdach und Lager, als die harte Erde und darüber den rauhen Herbsthimmel.

Und als es gen Morgens ging, da schieden wir von der wüsten Brandstätte mit Jammer und Zweifelmuth im Herzen; die einen gingen zu Verwandten und Bekannten in die Nachbarsortschaften, die andern weiter nach Landau, Bergzabern und Weissenburg, der Friedelbauer aber, nachdem wir seines Weibes Leiche unter die geweihte Erde gebracht und ein Fuhrwerk für den wunden Friedel aufgebracht hatten, ging mit mir und seinem Kätherle in mein Heimathsdorf zu meinen Eltern.

3.

Die Pestjungfer.

Es war Ruhe im Lande geworden, aber darmit wurde es für die armen pfälzischen Unterthanen nicht besser. Wer da nicht katholisch werden wollte, wurde hart bedrücket und alle protestirende Pfarrer aus der Pfalz und auch sonsten vertrieben. Das dauerte in die acht Jahre, mein Kätherle war mein Weib geworden, mein Schicksal, in fremden Lan-

den herumzuirren. Ihr Vater, der Friedelbauer, hatte seinem Heimweh nicht lange widerstanden, bauete mit den andern, so da zurücke waren, sich auf dem Platz, da das Dörflein stund, wiederum an, aber es waren dieß lang keine so ansehnliche Häuser, wie die früheren gewesen. Friedel aber, der geheilt wiederum in die weite Welt ging, ließ nichts mehr von sich hören.

Im Jahre 1631 nun kam der König Gustaphus Adolphus aus Schweden in's römische Reich, als Held Gottes seinen Glaubensbrüdern zu helfen, ging über den Rhein, nahm ohne Widerstand die mehresten der Städte und jagte des Tilly Haufen vor sich her. Und ich folgete dem frommen Helden mit meinem theuren Weiblein in unser armes, nun errettetes Heimathsland, daraus die Spanier gewichen waren und auseinander stoben wie die Spreu vor dem Wind. Kam auch darnach wiederum in das Dörflein Weiher, etzliche Zeit da bei meines Weibes Vater zu wohnen bis ich eine Pfarre nach hergestelltem Kirchenregiment erhalte. Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's nach seinem Wohlgefallen und wir dürfen seine Wege nicht tadeln.

Es kam nach dem heldenmüthigen Tod des großen Schwedenkönigs eine Trübsal über die arme Pfalz, wie sie nie und nirgends mehr gewesen, auch in der Zerstörung der Stadt Jerusalem nicht. Die Kaiserlichen hatten die Oberhand am Rheinstrom gewonnen, die Schweden mußten aus allen festen Plätzen entweichen, verheerten und verwüsteten Alles, — viele Inwohner des Landes fielen unter der Schärfe des Schwertes, da jtzt die Feinde kehrten, und die

waren am besten daran. Denn Gott suchte nun das Land mit grausamer Hungersnoth heim, daß es exempla gegeben, davor einem die Haare sträuben, so man höret, wie die Menschen selber einander angepackt und aufgefressen haben, und sind zum Öfteren an etzlichen Orten zugleich Hunde, Raben und Menschen an einem todten Roß gesehen worden, daran sie ihre Mahlzeit hielten. Zu diesem kam noch das unmenschliche Hausen der Croaten, so da sich selber für Räuber und Mörder haben ausgegeben.

In unserem Dörflein, da ich noch immer wohnete, war die Noth noch nicht so hoch gestiegen. Ich blieb allda mit meinem Weiblein, weil ich nicht gewußt, wo sonst mich hinwenden. Der Friedelbauer war alt und schwach geworden, — der Friedel aber war gar verschollen und man achtete seiner für todt und im Kampfe gefallen.

Von der kleinen Kirche, so da im Dorfe früher stund, war allein der Thurm im Brande übrig geblieben; bei dem versammelten die wenigen Leute im Dorfe sich um mich, und ich ermuthigte und tröstete sie aus dem Worte Gottes. So stunden wir auch eines Tages dorten, als ich plötzlich in der Predigt unterbrochen wurd', von einem Bauern, so da schrie: „Hol' mich dieser oder der! Da ist der Wechselbalg, so da das Unglück über unser Dorf gebracht! Du sollst jtzt büßen, verdammter Kobold, — warte nur!"

Aller Blicke und auch die meinigen wandten sich nach dem Orte, und ersahen, wie der, so da vormals als Feldschütze im Dorfe stund, einen kleinen krüppelhaften Buben an den Ohren zerrete und ich erkannte auch alsbald das

stumme Jackele von ehedem, so zwar um zwölf Jahre älter geworden, jedoch immer noch so klein war, wie dazumal.

Da hätte denn das Büblein seinen Fürwitz schwer büssen müssen, so ich nicht dazwischen wäre getreten und ihn vor den Mißhandlungen der wüthenden Bauern hätte schützen mögen; dieweil das Büblein einsmals mir hatte das Leben gerettet, wollete ich nicht als Undankbarer erscheinen, und nahm es mit heim in mein Haus. Und obgleich ich dem Zwerg verboten hatte aus dem Hause zu gehen, fing er doch bald sein früheres Herumstreichen in der Nacht wiederum an, also daß ich fürchtete, er möchte dabei einsmals in die Hände eines Menschen fallen, so ihm den Garaus machen wollete, dieweil alle Leute im Dorfe auf den Tod über das Büblein erbittert waren. Nun hatte ich in einer Nacht sein Bettlein wiederum leer gefunden und darum beschloß ich einmal seinem Thun und Treiben in der Nacht nachzuspüren, ließ mein Kätherle mit ihrem kleinen Töchterlein allein und strich hinaus in's Feld, in Gedanken sehr über den seltsamen Zwerg erzürnet, wie ich denn auch beschlossen hatte, alsbald so ich ihn gefunden, ihm zu weisen, wo der Weg hinausführe in die weite Welt.

Da ich also hinschlich, hörete ich nicht weit vom Wege ein jämmerlich unmenschlich und seltsam Geschrei, daß ich mich dessen arg entsetzete, in Gottesnamen aber auf die Stelle hinschritt, daher das Geschrei erschollen. Sah auch da etzliche Gesellen davonstieben, und da ich näher trat, ersah ich den stummen Jackel auf dem Boden in seinem Blute liegen, und dieweilen der Bub' kein Lebenszeichen mehr von

sich gab, eilete ich zurück in's Dorf solches anzuzeigen und des Zwerges Leiche abzuholen.

Darzu zeigeten aber die Leute nicht große Lust und meineten, man müsse den Balg liegen lassen wo er liegt, und sei keine Schade um ihn, — gingen darnach auch nur zwei christliche Männer mit hinaus. Da wir an den Fleck kamen, zeigeten sich zwar große Blutlacken, aber vom Jackele war nichts mehr zu sehen, also daß solches zu Jedermanns Verwundern geschah, und ob wir gleich nachsuchten, konnten wir doch kein Jackele nicht finden.

Die Geschichte war bald vergessen, die Kriegsnoth war je länger desto größer, über'm Rhein und im Elsaß wüthete die Pest. Das sollte denn noch kommen zum Übermaaß alles Unglücks.

Eines Tages wurde im Felde ein alter, grauer und gebrechlicher Mann gefunden und in's Dorf gebracht. Der wußte viel zu erzählen von den Kriegsläuften und anderen Dingen und obgleich auch im Dorf die Noth schon anhub, stark zu werden, schätzete man sich doch noch glücklich, da man die entsetzlichen Dinge hörete, die der Mann von anderen Gegenden erzählete. So wußte er zu sagen, woher die Pest gekommen, und das erzählete er einsmals des Abends, da er in unserm Hause den Nachtimbs hielt, dieweil er arm und schwach war, folgendermaßen:

„Wenn die Pest in's Land kommt, da werden die Hähne heiser und der Hahnenschrei ist gleich eines alten Weibes Schnarchen, — die Hunde heulen jämmerlich und alles Vieh thut, als sei es Matthäi am letzten. Darnach kommt

ein Brausen durch die dunstige Luft, alles Gethier auf dem Felde verkriecht sich, greuliche Stimmen werden gehöret und die Wolken eilen, als würden sie gehetzt, ganz so wie bei der wilden Jagd des Meister Hackelberg, — und nun kommt die Pestjungfer heran, etzlichermale zu Wagen, mehrentheils aber schreitet selbige als ein hohes dürres Weibsbild einher, die Haare fliegen im Winde, gerade wie bei der Klagemutter,* so Ihr ja kennt, — in der Hand hält sie ein rothes Tuch und damit wehet sie die Pest in das Land hinein, daß Vieh und Menschen zusammenstirbt in greulichem Zweifelmuth. Denn Niemand ist sicher, daß nicht das rothe Tuch zum eigenen Fenster hereinweht."

Wir höreten mit verhaltenem Athem zu, und arges Grausen machte uns Leib und Seele erbeben, da der Alte so sprach. Hinter dem Ofen aber regte sich's in selbem Augenblick und Jedermann schauete dahin, konnte aber allda nichts gewahr werden. Derohalber hub der Alte wiederum an, mir lief ein eiskalter Schauder durch alle meine Glieder, da ich ihm dabei in's Antlitz sah, dieweil solches gar höhnisch grinsete, da er seinen Mund aufthat und also sprach:

„Habe selber einsmals die Pestjungfer gesehen, wie sie vorbeiflog und hintennach ein ganzer Rudel Hunde, denn diese verfolgen die Fürchterliche mit heraushängender Zunge nnd keuchendem heiserem Bellen, also daß es entsetzlich ist zu schauen und zu hören. Aber einen hab' ich da gekannt, — einen säuberlichen Gesellen, dem ist es schlimm ergangen und Übeles widerfahren, daß er sich mit der Pestjungfer

eingelassen. Saß der einmal auf einem Heuschober in freiem Felde; — war heller Mondschein und er sahe hinaus in die weite Nacht. Da kommt von ferne ein großes Weibsbild mit Goliathsschritten über das weite Feld und hintennach ein wüthender Rudel klaffender Hunde, so das Weibsbild verfolgten und nicht erjagen mochten. Die eilete nun geradewegs auf den Heuschober, da der Geselle lag, daß er sich ob ihres Anblickes und ihrer Gebärde entsetzte, und bald schwang sie sich auch mit gewaltigem Satz auf die Leiter, so da an dem Heuschober stund. Die Hunde konnten ihr nicht folgen, und die Alte streckete das wüthige Gethier zu reizen allezeit selbigem den Fuß hin, dabei sie hetzend rief:

Huß, huß, den Fuß! Huß, huß, den Fuß!

Und das trieb sie so lange, bis der Geselle am oberen Ende die Leiter ergriff, selbige auf die Erde warf, daß das Weibsbild mitten unter den Hundshaufen hineinfiel und daß solche wüthend über sie herfielen. In selbigem Augenblicke aber verschwand sie unter grausamen Bedräuungen, so dem Gesellen galten. Der aber war von Stund an aus dem Häusel, kame nicht mehr zu sich, und Niemanden war es bewußt, aus was für Ursach' er nur immer den Fuß ausstreckete und rufte:

Huß, huß! den Fuß! —

Die Hunde im Hof bellten jetzt fürchterlich, daß alle entsetzt auffuhren, so in der Stube waren und dem alten Kerl zuhöreten; denn es war solches gleich einer Antwort auf die Hetze:

„Huß, huß, den Fuß!“

Da aber der Alte unsere große Furcht sahe, wollete es mich dünken, als habe er sein Wohlgefallen daran und mir wurd' es allzeit ungeheuerlicher in seiner Nähe und wollete gewünscht haben, daß er niemals in's Haus wäre gekommen, denn mein Kätherle und unser liebes Kind kriegten derohalber noch gar die Gichter und mein alter Schwäher saß da, als auf einem Sündenstuhl, so bebete und zitterte er an allen Leibesgliedern. — Hinterm Ofen aber hub wiederum ein Geräusch an und ich sagete trübe für mich:

„Es hat sich etwelches erzeigt!"

Denn mein Herz stund in trüber Ahnung und alsogroßer Trübsal, wie dergleichen noch niemals mich überkommen ware. Und da wir also schwiegen, stieg ein Schatten hinterm Ofen auf und schwebte an der Wand hin und da ich des schönen Annmariele Gestalt erkannt und solche mir mit dem Haupte gewunken hatte, ware selbige schon vor meinen Augen verschwunden. In dem halbdunkeln Zimmer aber dauerte das Gepolter fort, ein Rauch als von Wachholderbeeren drang aus den Dielen, also daß mich solches groß Wunder nahm und ich selber dafür halten mußte, daß ein Kobold im Hause, wie mir mein Weiblein schon etlicher Tage her allezeit gesagt hatte, wie daß einer da sein müsse, dieweil zum Öftern des Morgens, da sie aufstehe, alles gesäubert und frisch und blank gescheuert seie.

Der Alte sagte jetzt mit gesteigerter Stimme:

„Ei, was soll der Gestank im Haus! Macht, daß er hinauskommt, dieweil mir altem gebrechlichem Mann solches das Bislein Athem noch rauben möchte, so ich noch habe."

Aber Niemand wußte dem nachzukommen, weil kein Mensch wissen mochte, wo der Rauch hergekommen. Da wir uns noch dessen sattsam verwunderten, entstund auf der Straße plötzlicher Lärm: Pferdegetrappe, Hufschläge, Wagengerassel und Soldatenflüche hallten durch die Nacht, daß es schaurig zu hören war. Und bald weckten Kolbenstöße und Peitschenhiebe uns aus unserer Erstarrung, darin wir gefallen, — eine schwedische Batterie befand sich nämlich auf dem Rückzug aus Weissenburg und Bergzabern und hatten große Noth der kaiserlichen Übermacht zu entrinnen, dieweil General Gallas im Begriffe stund den Rheinstrom zu überschreiten.

Die Soldaten nahmen nur auf eine halbe Stunde, wie sie sagten, allen Raum ein, frassen und soffen uns Alles weg und zerschlugen darnach noch Geschirr und Gläser. Wir saßen nun mit dem alten Mann in großer Angst im Stübchen, derweil die Soldaten schlafen wollten. Eines starrte das andere an, Trost zu suchen, und ich wendete alle Mittel auf so mir mein geistlicher Stand in die Hände gab, solchen zu gewähren. Der Alte grinsete dabei gar unheimlich, — da pochete es dreimal leise an dem Fenster und mir war's als hörete ich meinen Namen rufen, also daß ich noch besser erschrack, dieweil mir däuchte, es müsse Jemand in Sterbesnöthen sein, so da heftig nach mir verlange. Nochmals und zum drittenmale heftiger und dringlicher rufte es mir, daß ich mich endlich in Gottes Namen aufmachte dem Ruf zu folgen, währenddem in des Alten Gesicht eine seltsame Bewegung und Erregung sich zeigete, da ich zur Thür hinausschritt.

Vor dem Hause auf der Gasse sah ich Niemand, — die Soldaten ruheten in willkommenem Schlummer, es war eine lauwarme Nacht und die Sterne des Himmels schaueten traurig durch einen milchweissen Flor hernieder, so gemeiniglich der Heerrauch genannt wird. Eben da ich mich wiederum in's Haus wenden wollete, schwebete zum andernmale der schönen Annmariele luftige Gestalt vor mir, winkete mir mit der Hand ihr zu folgen, und dieweil mir däuchte, daß es kein unsauberer Geist sein möchte, folgete ich herzhaftiglich nach, gestärkt durch festes Gottvertrauen und mich dem göttlichen Schirm und Schutz befehlend. Der Himmel überzog sich mit düsterem Gewölk, da wir vor's Dorf gekommen waren.

Wir gelangten bald darauf an die Fuchsgruben, allda das Gemark des Dorfes seine Grenze hatte. Die Geistergestalt der Annmariele blieb alldorten stehen, ein schwerer Seufzer drang aus der Grube neben ihr, sie hatte sich niedergebeugt und winkete mir, näher zu treten, und da ich ihr folgete, sah ich ein männliches Antlitz sich erheben, das ich aber der Dunkelheit halber nicht erkennen konnte.

„Wollt Ihr den Segen über uns sprechen?" sagte dann eine schwache, tiefe Stimme.

Und ich ermuthigte meine Seele durch den Gedanken an meinen Heiland, und sagte:

„So Ihr mir antwortet auf die Frage, die ich kraft meines Amtes an Euch richte, will ich Euch die priesterliche Weihe nicht versagen, da mir däucht, daß es hier ein seltsamer Fall ist. Wer ist hier Braut und Bräutigam?"

„Fraget nicht zu viel, Herr Pfarrer!“ sagte wieder die Stimme, „folget nicht kleinlichen Bedenken und thut was Eures Amtes ist, — wir haben Eile.“

In demselben Augenblicke zeigte mir der erste Blitz, den die Wetterwolke am Himmel herniedersandte, das Antlitz des Mannes deutlicher: es war schrecklich bleich und allen Blutes baar, während der eine Arm, davon der Ärmel gestreift war, von frischem Blute beschmutzet gewesen. Ich vermuthete einen Krieger von der Truppe, so da im Dorfe sich niedergelegt hatten. Und da ich mich immer noch sträubete, die Weihe zu vollziehen, dieweil ich schauderte vor dem Gedanken, daß die Braut eine Todte und der Bräutigam ein Sterbender sein sollte, obgleich mir wundersame Gedanken kamen und mich plötzlich dünken wollete, daß der Mann vielleicht der Friedel sei, wurde ich darvon auch alsbald überzeugt. Nemlich der Verwundete sprach wiederum mit schwacher Stimme:

„Und Du kannst noch säumen, Heinrich!“ —

Wie vermöchte ich nun zu beschreiben, was alles durch meine Seele flog, da ich solches vernommen!

Die seltsame Trauung wurde vollzogen und nun sagte noch die Gestalt, in der ich Friedel erkannt hatte:

„Eile, eile! Deine Gegenwart ist daheim nöthig! Verlasse das Dorf mit den Deinigen, sobald Du nur kannst: so Dich nicht mit den Anderen der Tod übereilen soll. Wir aber seh'n uns nicht wieder.“

Da ich wiederum an dem ersten Haus des Dorfes ankam, ware ich nicht gewiß, ob mir bloß geträumet oder

wirklich Alles begegnet seie, so wunderlich ist solches geschehen. Da ich aber in unser Haus gekommen, saßen meine Frau und der Friedelbauer nebst Knechten und Mägden noch bei dem Alten und der erzählete immer noch von der Pestjungfer. Ich war matt und schwach von der Aufregung und Furcht, so ich erst gehabt, setzte mich derhalben schweigend zu den Andern und hat mich nur Wunder nehmen wollen, daß keines meine Abwesenheit bemerkt hatte.

Der Alte aber erzählete also in seiner Weise weiter:

„Selbiger Geselle, der da aus dem Häusel gerathen und allezeit nur: Huß, huß, den Fuß! gerufen, saß einmal wieder auf freiem Felde und schauete vor sich hin in die Luft hinein. Da kam wiederum ein greulich Weibsbild heran über das Feld und dem armen Gesellen wollete darob gar bange werden, dieweil er sich nichts Gutes von ihr zu versehen hatte, die er so arg beleidigt, — denn es war keine andere als die schlimme Pestjungfer, die dahinbrauste im Sturme. Und ob er auch zu laufen anhub, sein steifer Fuß und erschreckliche Angst hinderten ihn daran sehre, und wenn er auch hätte schneller laufen mögen, schneller denn ein wildes Roß, hätte sie ihn doch ereilen wollen. Und alsbald schwang sie sich auf seinen Nacken, daß er es wohl verspürete, und hetzete und trieb ihn an und er sprang und lief den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, und wo er hinkam starben Vieh und Menschen und wurden die Dörfer und Städte leer. Und so kam er auch an den tiefen Rheinstrom, und er sah seine klaren Wellen fließen, — drüben aber war sein Heimathsdorf und lebten die Sei-

nigen, — die wollete er erretten vor dem greulichen Weibe und sprang in die Fluth, sie zu ersäufen. Solches beschahe wohl ihm selbsten — aber die Pestjungfer erhub sich federleicht aus den Wellen und er sah drüben am linken Strand Einen stehen, der ihrer zu warten schiene. Dem schwang sie sich auch gleichergestalt auf den Nacken und der trug sie weiter in das Land hinein, da sie der Geselle, der nun im Rheingrunde lag, nicht hintragen wollete!"

Der Alte schwieg, — ein tückisches Lächeln verzerrete sein Gesicht, das ich eben beobachtete, denn mir kam das Wort in den Sinn, so mir des Friedels Gestalt beim Scheiden gesagt.

Meines lieben Weibes alter Vater trat nun näher zu dem Alten und fragete neugierig:

„Und wohin hat sich nun der letztere Bursche, so die Pest trug, gewendet?"

Da rief der Alte mit gewaltiger Stimme und gräßlichem Lachen:

„Hierher, hierher, in dies verfluchte Nest und in Dein verdammtes Haus! Elender!"

Und darauf richtete er sich empor in seiner hohen Gestalt und ich erkannte mit Entsetzen meines Weibes schlimmen Oheim, — mein Schwiegervater aber schauderte in sich zusammen, und verlor seine ganze Gestalt vor argem Grausen.

Draußen aber erhub sich ein wilder Sturm in der Nacht, — die Hunde heulten ganz erschrecklich, aber die Hähne schrieen heiser den Tag an, der kommen sollte, und

der war ein Tag des Jammers und des Todes. Der Alte stierte mit wildglänzenden Augen und gräßlichem Hohn meines Weibes Vater in's Antlitz, — auf der Gasse aber tobete und brausete die Pestjungfer in ihrer Furie, die Fenster fuhren auf und das rothe Tuch wehete mit seiner schrecklichen Farbe herein. Da lachete der Alte nochmals, sein Antlitz ward glühe roth, brandige, schwarz und gelbe Blätterlein überdeckten es dann, und dort lag er nun auf der Stube Boden hingestreckt.

Im selben Augenblicke, da Schrecken ohne Grenzen unserer Seelen sich bemächtigt hatten, stürmeten die Soldaten herein, was der Lärm zu bedeuten habe und flucheten böse und schimpften weidlich über die klaffenden Hunde und das greuliche Wetter. Da sie aber den Alten am Boden, meinen Schwäher mit bleifarbigem Antlitz und schlotternden Beinen auf den Tisch gesunken und uns Alle in starrem Entsetzen ersahen, trat einer mit heidnischem Fluche auf den am Boden hin, stieß ihn an, leuchtete ihm in's Antlitz und rief itzt mit gräßlichem Schauder:

„Die Pest! Die Pest!“

Und in wenig Minuten saßen die Krieger zu Roß und sprengeten mit Geschützwägen des Dorfes Gassen hinab, aus dem Todesgefährlichen Bereich zu kommen. Aber die armen Gesellen waren wenig des Weges und des Landes kundig, sie geriethen in das sumpfige Stück Land, so man den Bruch nennet, und während im Dorfe die Pestjungfer in ihrer Furie auf und ab fuhr, rangen die armen Kriegsleute, dem Untersinken zu entkommen; aber wollete solches

ihnen nichts helfen, dieweil sie immer tiefer sanken und zum Beschluß Mann und Roß und Wagen in die Erde versanken, also daß ihrer Keiner davon gekommen ist.*)

Ich weiß nicht mehr wie mir damals geschehen, ich hatte alles Besinnen an Weib und Kind verloren, da ich auf die Straße eilete in greulichem Zweifelmuth und Gottvergessen. Ich starrete vor mich hin und sah nichts denn Gespenster, und hörete nichts denn schrecklich unmenschlich Rufen. Und wo ich hinstarrete, flatterte das rothe Tuch der Pestjungfer und sie selbst flog vorüber in ihrer grausamlichsten Gestalt und es schienen ihre Haare bissige Schlangen wie an der Medusa Haupt und ihre Gebärde war teuflisch und ihr Lachen haarsträubend.

Und ich versank allezeit mehr in Vergessenheit meiner selbst und konnte nur noch gewahren, wie noch die Pestjungfer sich gen der Kirche Thurm gewendet, plötzlich in die Luft sich erhob, und zu dem untersten Schallloch hineinflog, also daß sie nicht mehr gesehen ward.

Da lag ich denn auf dem Grasboden bei dem Dorfe, ohne Besinnen und Lebenszeichen, und war mir's als träumte ich, ein Zwerg bewege sich um mich und reibe und schmiere meinen Körper ein und war mir auch als flüstere er mir in's Ohr:

„Sei ruhig, Du sollst gerettet werden und Dir Weib und Kind bleiben!“

---

*) Davon geht die Sage heute noch in jener Gegend, da schon längst der berüchtigte Bruch seine Gefährlichkeit für den Reisenden verloren hat.

Wie lang' ich also gelegen, weiß ich nicht zu sagen, halte aber dafür, daß es zum wenigsten vier Tage gewesen. Da ich nun wiederum mein Haupt erhob, war's so still, so schrecklich still im Dorfe, ich hörte nichts als das Gekrächze einer Rabenschaar, die über meinem Haupte flog, und doch war es heller, lichter Tag und die Häuser stunden wie sonst an ihrem Platze. Und ich wußte nicht, was das bedeuten solle, aber da ich mich umsahe, lagen da schwarze, verbrannte Leichname neben mir, so ich an den Kleidern erkennen mochte, daß es Leute aus dem Dorfe. Ich entsetzte mich nicht, denn ich war allzuschwach und ermattet hiezu, und da ich mich aufheben wollete, gelang mir solches nur mit Aufwendung aller Kraft und gab mir nur der entsetzliche Durst die Macht, mich an das Bächlein zu schleppen, das durch unser Dörflein floß. Da mochte ich wohl vor mir selbsten am ehesten erbeben, dieweil es ein gar ungeheuerlich Aussehen gewonnen hatte um mich, wie ich in dem Bächlein sehen konnte.

Endlich hatte ich Kraft genug in meines Schwiegervaters Haus mich zu schleppen. Auch da war Niemand — ich trat in die Stube, ein dicker Rauchqualm, so wieder von Wachholderbeeren gewesen, drang mir entgegen, dorten lagen aber am Boden zwei männliche Leichname. Ich dachte wieder mit unendlicher Sehnsucht an Frau und Kind, — die beiden Leichen waren sie nicht, ich schlich mich weiter nach ihnen zu suchen und sollte ich auch noch ihre Leichen finden, wollte ich mich zufrieden geben.

Der Zufall leitete meine Schritte, — ich ging zum Er-

sten in den Keller hinunter. Dort war es dunkel und ich tappte unsicher umher, und — o Entzücken des Vaters und Gatten, — ich fand mein geliebtes Weib, mein einziges Kindlein lebend und wohl und außer aller Gefahr der Ansteckung.

Die Freude hätte mich getödtet, wenn sie mir nicht die Kraft gegeben hätte, jeglichem Tode zu widerstehen.

Wie könnt' ich jenen Augenblick beschreiben in seiner ganzen Fülle von himmlischer Seligkeit und englischer Wonne, welche der allgnädige Gott mit seinem Segenshorn über mich ausschüttete! Da mocht ich singen unserm Gott, der so wunderbare Dinge hat gethan und die so ihm vertrauen aus aller Trübsal erlöset auf wunderbarlichen Wegen.

Acht Tage noch blieb ich bei Frau und Kind in dem Grunde des Kellers; ein dankbarer Geist hat uns mit dem nöthigen Brode versorget und wir durften niemalen hungern. Da hatte denn mein liebes Weib viel zu erzählen, wie der Hauskobold jenen Rauch gemacht, der da vor der Pest schirmen sollete, wie er sie und unser Kind in den Keller gelockt und sie allda eingeschlossen habe, und wie er sie gelehrt sich mit Öl und Fett zu beschmieren, das die Pest abhalte und der Pestjungfer keine Gewalt über Einen gebe.

Das Alles erzählte sie mir und dann sprach sie noch:

„So wurden wir Dir erhalten und wer meinst, daß dieser wohlthätige Hausgeist sein möchte? Niemand anders, denn das stumme Jackele, und er ist es auch, der uns noch täglich mit Speise versieht. So lohnt sich jede Gutthat, die man auch der Geringsten Einem widerfahren läßt, und soll

uns niemalen ein Erbarmen gereuen, so wir einsmal verspüret haben gen Irgendwelchen."

Den neunten Tag aber klopfete es an unsers Kellers Thüre, — ein Mann trat ein und forderte uns auf ihm zu folgen, was wir auch ungesäumt thaten. Oben fanden wir ein Wanderwägelein vor, darein setzten wir uns, und verließen das öde, ausgestorbene Dorf, wo wir so viel Schreckliches erlebt hatten. Wer uns das Wägelein bestellt, haben wir niemals erfahren mögen, da der Fuhrmann, so uns fuhr, kein Wörtlein sprach und verlauten ließ, als:

„Gebt Euch zufrieden, liebe Leute, daß ich Euch dahinbringe, wo Ihr geborgen seid!"

Und so gaben wir uns denn auch zufrieden, und vierzehn Tage darauf, nachdem wir das jämmerlich verheerte und öde Pfälzerland und Elsaß durchzogen hatten, gelangeten wir, ohne irgendwelche Gefährde, so uns groß kümmern konnte, in die große und schöne Stadt Metz, so in Lothringen ist gelegen. Dort fand ich mit Weib und Kind Ruhe und Frieden und Erholung bei frommen Leuten, die sich unser ächtchristlich annahmen, ob zwar wir selbigen ganz fremd waren.

Wenn ich aber einmal nach dem Manne fragete, um dessen willen uns solches geschähe, gab man mir zur Antwort: „Laßt's Euch begnügen, daß es so ist!"

In Metz verblieben wir so lange, bis die Kriegsfurie gebannet worden durch den westphälischen Friedensschluß. Darnach hat uns die Sehnsucht heimgelockt in die Pfalz, — wir sahen wohl den Ort wieder, da unser Dörflein gestan-

den, da war aber alles zerfallen und vermodert, außer dem Kirchthurm, so allein noch stund. Und daran waren alle Fenster und Löcher von den umwohnenden Leuten vermauert worden, dieweil man gefürchtet, die Pestjungfer, so sich dort hineingeflüchtet, möchte wieder ausfliegen.

Darnach wandten wir uns hieher in das Städtlein und mit Gottes Hülfe und der Gnade unsers wieder eingesetzten Churfürsten, des erlauchten Sohnes seines frommen Vaters, ward ich allhier als reformirter Pfarrherr eingestellet, allwo ich noch wohne und wirke in Christi Jesu Namen Amen. —.—.

Dem Manuscripte ist hier eine Anmerkung meines Freundes angehängt, wie folgt:

„Der Thurm von Weiher hat vor hundert Jahren noch „gestanden, und ein alter Mann aus der Gegend erzählte „mir, daß sein Vater ihm oft erzählt habe: Wie man be„schlossen hatte, den Thurm abzubrechen, gab es unter den „umliegenden Bauersleuten großen Widerspruch, weil die „Furcht vor der Pest, die darinnen eingemauert sei, noch „fortlebe.

„Da man endlich den Abbruch dennoch durchsetzete, fand „man in demselben Knochen und Beine von einem mensch„lichen Körper, ja noch etliche Spuren weiblicher Kleidung „waren zu finden. Daraus ließe sich schließen, daß die Pest„jungfer kein bloßes Hirngespinnst gewesen sein möchte, und „vielleicht hatte die lange Lise die Rolle der Pestjungfrau „(aus Liebhaberei für das Wunderbare selbst noch da, wo

„sie ihrem grimmigen Rachegefühle sich ganz überlassen „hatte,) übernommen. Gewisses läßt sich jetzt, wie über so „manches in der Erzählung des Pfarrers, das uns wie ihm „nicht ganz klar ist, — nachdem über 200 Jahre darüber „vergangen sind, wohl nichts mehr bestimmen."

Das Schreinerbäbele.

1.

Es ist heute so trübes Wetter, wie es nur im Spätjahr, wenn der Winter vor der Thüre steht, sein kann; — schon den ganzen Tag fiel das Wasser wie in Kübeln vom Himmel, und es ist dabei so kalt, daß man sich wundern müßte, wie nur die Weiber und Mädeln so lange am Brunnen stehen mögen, wenn man nicht wüßte, daß die Neugierde weder Wind noch Wetter scheut. Ja, wenn's gleich Spieße regnete, würden sie dort stehen und schwätzen, denn heute ist gar ein wichtiger Tag — der Ziehungstag für die Burschen im ganzen Landkommissariats-Bezirk. Da hat dann Jede Sorge, ob ihr Herzallerliebster, ihr Bruder, Sohn oder Vetter eine hohe Nummer gezogen und sich frei gespielt habe oder nicht, — nasse Augen und Seufzer gibt's in Fülle, aber noch mehr der überflüssigen Worte, — denn die Weiber aus dem „scharfen Eck" sollen die schärfsten Zungen im Dorfe haben, und das will viel heißen. —

Des Baltin's Nett'l, ein klein lebhaft Schneppertäschlein, welche man das „Herl" nannte, fängt eben an: „Möcht'

doch wissen, für was nur die Soldaten sind auf der Welt! Da nimmt man die armen Buben weg und steckt sie in die Kasernen, wenn sie sich nicht über's Meer machen, daß ja Keiner daheim bleibt, der an der Kirwe mit einem tanzen könnt'!"

„Horcht einmal hin, jetzt denkt die an's Tanzen!" unterbrach sie halb weinend die alte Marieagathe. „Du bist halt noch als fort ein flackerig, leichtfertig Ding, Herl, — wenn Du aber einmal in meinen Schuhen stehst und Deine ganze Hoffnung auf ein Kind gesetzt hast, dann werden Dir schon andere Sorgen kommen an heutigem Tag!"

„Zudem hat ja das Herl wegen ihrem Jergel nichts zu besorgen!" fiel ein ander Mädel ein. „Der kann erstens nicht tanzen, und zweitens wird er nicht Soldat, weil er ja so ein verkröppter, tappiger Kerl ist. Ihr aber, Bas Marieagathe, habt freilich Sorgen: Euer Franz ist der sauberste Bursch' im ganzen Dorf, und den nehmen sie gewiß zu den Kuirassierreitern."

„Ja, Grethel, Du hast leider Recht. Mein Franz ist ein schöner Bu' und hat seine geraden Glieder. Aber, Du lieber Gott, das ist jetzt gerad sein Unglück! Die großen Potentaten machen's eben wie wir im Herbst beim Traubenlesen: die schönsten schneidet man zuerst aus, die Härrlinge aber läßt man hängen."

So klagte die alte Frau und ging dann hustend und weinend in ihr Haus, weil sie's nicht lang' mehr in solchem Wetter aushalten konnte. Am Brunnen aber zankten sich die Grethel und das Herl, das eine Zunge hatte, wie ein Schwert, noch alleweil fort.

„Was wird denn das Schreinerbäbele sagen, wenn der Franz ein Bayer werden muß!“ fiel die Rede am Brunnen und gleich war das Herl mit der Antwort bei der Hand:

„Nun, man wird ihr wohl ein Würstel braten! Der Franz ist auch nicht besser als ein anderer!“

„Doch besser und mehr werth als Dein Jergel und ein Dutzend Seinesgleichen!“ sagte die Grethel, welche vorher schon gesprochen hatte. „Sieh', um ebensoviel besser, als die Schreinerbäbel gegen Dich genommen ist.“

Da hätte man nun einmal sollen das Herl sehen, wie diese aufbegehren konnte, — aber die Grethel kümmerte sich nicht weiter um ihr Gerede und ging die Steingasse hinab zu des Schreiners Bäbele, während jetzt alle andern die Kübel am Brunnen stehen ließen, und über die Wiesen liefen, weil lauter, fröhlicher Gesang die „Buben“ aus dem Dorfe ankündigte, die aus der Amtsstadt heimkehrten. —

In der Steingasse also wohnte der Schreiner in einem schönen zweistöckigen Haus, das er sich selber erbaut hatte, denn er war mit seinen Söhnen in jedem Handwerk ein Bissel daheim, nahm nie fremde Leute in's Haus, und war eben einer jener Leute, deren es so viele in der Pfalz gibt, die nemlich wirklich viel können und verstehen, aber sich doch noch zehnmal gescheidter dünken, als sie wirklich sind. Auch wußt' er und seine zweite Frau gar wohl, daß sie besser stünden als die andern Leute, — dafür hatten sie sich aber auch mit ihren Kindern geschunden und geplagt ihr Lebenlang. So lang seine Kinder daheim waren, stund der Schreiner sehr gut mit ihnen, wenn aber die Söhne seiner

ersten Frau nach einander sich verheiratheten und das Ihrige verlangten, da wurde der Schreiner allemal bös und gab um alle Welt nichts heraus. So war es noch jedem der Söhne ergangen, — es war nur noch eine Tochter und deren jüngerer Bruder da, an welchen denn auch der Schreiner mit großer Liebe hing. Besonders war sein Bäbele sein Augapfel, und galt auch das Mädel als das sauberste und schönste im ganzen Dorfe seiner Zeit. Das Bäbele hatte schon manchen Freier in's Dorf gelockt, aber sie alle durften wieder abziehen, weil das Mädel schon einen auserlesen hatte, der ihr der Herzallerliebste gewesen, und das war kein anderer als des Maurerhansen Franz im scharfen Eck droben, der heute auch sein Loos ziehen mußte.

Seither hatte dem Bäbele seine Liebe noch ganz und gar keine Sorge gemacht, weil Vater und Mutter nichts dagegen hatte, daß der Franz zu ihr ging und an der Kirchweih ganz und allein nur mit ihr tanzte. Ihr Liebster kam mit Wissen und Willen ihrer Eltern allabendlich zu ihr in den Stall, wenn sie die Kühe melkte, — saß auch öfters in der Stube neben ihr beim Spinnrad, und trotzdem daß der Franz katholisch war und sein Vater bei weitem nicht so gut stund wie der Schreiner in der Steingasse, hatte wie gesagt dieser nichts dagegen und noch weniger die Schreinerin, die selber in ihren alten Tagen noch vernarrt in den Franz war, wie die Leute im Spasse sagten.

Sonst war der Schreiner auch noch ein eigener Mann, ging wenig mit den Leuten um und ließ auch seit dem zwei und dreißiger Jahr, wo er der ärgsten Krischer einer ge-

wesen, nicht viel von sich hören. Die Leute suchten seine Gesellschaft nicht, weil sie ihn für einen halben Narren hielten, und wenn nun der Schreiner mit den Händen auf den Rücken gelegt in seinen Gedanken ohne auf ihren Zuruf zu hören an ihnen vorbeischritt, sagten sie: „Er hat wieder den Schussel!" d. i. es rappelt ihm, wie man anderswo sagt. — — —

Des Schreiners Bäbele stund heute in großer Trauer im Stall bei ihren Kühen. Zum ersten Male machte ihr ihre Liebe Sorge, als sie so daran dachte, wie daß der Franz am Ende noch zu den „Bayern" und aus dem Dorfe müsse. Sie hatte in ihrem Kummer ihres Lieblingsrindes Hals umschlungen, das Köpfchen auf das geduldige Thier gelegt, das zu wissen schien, daß ihre Seele in Leid war, so ruhig und sanftmüthig blieb es stehen. Eben trat ihre Kamerädin, die Grethel, ein und rufte ihr zu:

„Weißt Du Bäbele, was der Franz gezogen?"

„Nein, um Gottes Willen! sag's nur gleich heraus!"

„Den Siebener nur!"

„O mein Gott!" rief das Bäbele, und ward so bleich wie eine Leiche. Aber sie weinte nicht mehr, wie vorher, da sie ja jetzt die Gewißheit des Unglücks hatte. Immer noch bleich und traurig ging sie darnach auch mit der Grethel hinab in's Dorf, in welches schon mehrere Haufen singender und lärmender Burschen eingezogen waren, weil ihr Weg in die Heimath sie durch unser Dorf führte. Beim Strauß- und Adlerwirth stunden schon alle Fenster voll Neugieriger, besonders beim Adler, wo eben die „Hiesigen" in lautem

Jubel einkehrten. Die kleinen Buben, die neben den Burschen herliefen, schrieen herzhaft mit und hatten ihre Freude an den Sträußen und Bändern auf den Kappen, und wenn einer auf dem Rücken kreuz und quer noch die Spur von schmutzigen Stöcken trug, welche auf dem Wege bei irgend einer Rauferei ihm auf dem Wamms herumgedroschen wurden, da wurde recht herzlich gelacht. Aber am meisten erregte Aufmerksamkeit des Jergels Jergel, der auch in seinem einundzwanzigsten Jahre noch immer ein kleiner schwächlicher Bube war, und heut, zum ersten Mal vielleicht, auch einen Rausch hatte. Der schwang den Stock gar verwegen und wild, als wollt' er gleich alle Welt todtschlagen und die andern Burschen ließen ihm heute seinen „Wohl," utzten und foppten ihn nicht, sondern behandelten ihn jetzt auch als Ihresgleichen, besonders weil der Maurerfranz sich seiner angenommen hatte. Es war derselbe Jergl, mit welchem man schon immer das Herl geutzt und geärgert hatte, und der arme Junge hatte solche Reden so lange mit anhören müssen, bis er selber daran glaubte, daß er das Herl und sie ihn gern habe. — Heute nun that also der Jergel, zu großer Belustigung der Kinder und Mädeln im Dorfe, ganz wie ein Großer, ging mit einigen andern vom Adlerwirth zum Straußwirth, Arm in Arm und hin- und herwackelnd die Gasse hinab.

Beim Straußwirth saßen einige fremde Burschen die auch heute gezogen hatten und bei des Kühnels Tonel von Waldhambach stand dorten das Herl und trank eben aus dessen Glas, als der Jergel mit seinen Kameraden eintrat.

„Holland und Preußen,
Das Schweizerland ist unsersgleichen,
Versoffen muß es sein!“

sangen sie und schlugen mit den Stöcken auf die Tische, daß es knarrte, — und am ärgsten that dieß der kleine Jerg, der lauter Gift und Galle war, als er das Herl mit dem Hambacher Tonel so freundlich thun sah.

„Was thun die Westricher Dudelsäck da?“ rief er, denn Waldhambach liegt schon im Wasgau und gehört zum Westrich, das von den vorderen Pfälzern nur mit Verachtung genannt wird. „Hinaus mit den Grundbirnenwamben, — Krenk sollen sie kriegen, die Schnappsler!“

„Hör' einmal den verkröppten Buben da!“ sagte das Herl mit ihrer scharfen Zunge, während der Hambacher Tonel, dessen Vater ein Scheerenschleifer und Buchbinder zugleich gewesen, sich nicht rührte, weil er die „Holzschlegel“ wohl kannte. Das ist nemlich der Spitznamen der Hiesigen in einer Zeit gewesen, da unser Dorf wegen der vielen Raufereien noch übel berüchtigt war, — jetzt heißt man die Einwohner des Dorfes „Heidelbeerenschnitzer.“ Weil nun der Tonel auch in seines Vaters Geschäften mithalf und öfters in unser Dorf gekommen war, kannte er fast Jedermann und besonders gut das Herl aus dem scharfen Eck, weil er bei deren Eltern schon mehrmals sein Nachtlager erhalten hatte. Er wollte keine Händel, aber der Jergel ließ ihm keine Ruhe, bis es endlich doch dazu kommen sollte.

Indessen stund draußen am Sauerbrunnen schon der

Maurerfranz bei dem Schreinerbäbele und deren Kamerädin und schalt seine Herzliebste aus, daß sie jetzt weine.

„Geh, geh! Herzig lieb Mädel! Wer wird denn jetzt greinen!" sagte er und faßte das Bäbele am Kinn. „Ich werde ja doch kein Bayer, — sie kriegen mich nicht daran!"

„Ach, was willst Du denn machen?" klagte schluchzend das Mädchen. „Du bist groß und stark, wie sonst Keiner, — sie werden Dich gleich vornen wegnehmen, und dann mußt Du am End' 'nüber in's Bayerland, — o mein Gott!"

„Nein, nein! Bäbele!" versetzte der Franz in bestimmtem Tone. „Ich bleib' hier, sag' ich Dir, und weder Amerika noch viel weniger 's Bayerland werden mich sehen. Hier bleib' ich — und über's Jahr heirathen wir!"

„O, geh, Du Böser!" lächelte durch die Zähren das Bäbele, und schmiegte sich inniger an den schmucken Franz, als mit einem Male drüben beim Straußwirth ein gräßlicher Lärm entstund und man schon meinte, alle Stühle, Tische und Fenster würden auf einmal zusammengeschlagen. Zugleich wogte ein Knäuel an einander hängender Menschen zur Thüre heraus auf die Gasse und die Stöcke flogen wie die Dreschflegel auf den Köpfen der Streitenden herum. Mit ein paar Sprüngen stund der Maurerfranz zum größten Schrecken seiner Liebsten mitten unter den Raufenden und hieb drein, als wären's Garben, bis sich die Hambacher aus dem Staube zu machen suchten. Ein lautes Jammern, das jetzt von der Stelle gehört wurde, machte dem Bäbele unendliche Angst; als sie dann hingeeilt war, stunden schon

viele Leute herum, da der Streit noch nicht ganz aus sein mochte, und da sie sich nun hindurchgedrängt hatte, stund wohl ihr Franz noch frisch und gesund dorten, aber in seinen Armen lag zum Tode bleich und entstellt und mit einer klaffenden Stichwunde in der Brust — der Jergel. Wamms und Hemd waren ihm bei'm Raufen fast ausgezogen, die linke Hand wollte vergeblich die Wunde zuhalten, das Blut quoll zwischen den Fingern hindurch, während zwischen des armen Jungen Zähnen der linke Zeigefinger des Tonel stack, der selber todtenblaß und in heftigstem Schmerze seinem Gegner in das schon brechende Auge sah und wie wahnsinnig vor sich hinstarrte. In der rechten Hand hielt der Hambacher Tonel noch immer das Schnallmesser, mit welchem er den Jergel gestochen hatte, als dieser ihm den Finger gepackt und ihn noch immer wie im Krampf festhielt, so daß er erst jetzt frei wurde, als man dem Sterbenden den Mund aufbrach. — Da schrieen nun des Jergels arme Mutter und das leichtsinnige Herl um die Wette, und heulten und jammerten und rangen die Hände über'm Kopf, daß es zum Erbarmen war. Nur noch ein Wort brachte der Erstochene heraus: „die Nett'l, das Herl ist Schuld!" sagte er, und verschied noch auf der Gasse, während der arme Tonel dastand wie außer sich und immer wieder sagte: „Gott, Gott! Was hab' ich gethan!" bis ihn der Dorfbüttel auf des Adjunkten Geheiß im Namen des Gesetzes verarretirte. Während er schweigsam folgte, hatte das Herl viel von den Umstehenden zu dulden, die sie schmähten und schimpften, und das halbe Dorf war zusammengelaufen als sie von ihrem

Vater heimgeholt und durch die lange Steingasse in's scharfe Eck ordentlich Spießruthen laufen mußte.

Daß man heute Abend von nichts anderem mehr im Dorfe sprach, als von diesem schrecklichen Vorfall, ist wohl natürlich, und Jedermann war bitter böse auf das Herl, wegen der dieser Streit angefangen wurde. —

Der Maurerfranz wusch sich am Bache das Blut ab, das ihm auf den Kleidern klebte, indessen unter lautem Heulen und Jammern des armen Jergels Leiche davongetragen wurde. Und als er eine halbe Stunde später mit dem weinenden Bäbele und ihrer Kamerädin die Steingasse hinaufging, da war er auch düster und verstimmt, wie alle Leute im Dorfe und das Wetter selber, welches über dem Schloß und Weinberg und über dem Thale des Dorfes lag.

2.

Die Geschichte mit dem armen Jergel und dem Hambacher Tonel war im Dorfe schon ziemlich vergessen, man hatte sich an den langen Winterabenden in den Kunkelstuben darüber ganz und gar ausgesprochen, und als die Lichtmeß herbeikam, war der Eindruck des traurigen Vorfalls schon ziemlich verwischt. Nur einer war noch außer den näher Betheiligten im Dorfe, der nichts davon vergessen hatte, und das war der Maurerfranz. — Die Zeit rückte immer näher heran, daß er nach Speier in die Hauptvisitation sollte, und was ihm dorten bevorstand, war ihm so ziemlich schon bekannt, da ihm in der Gerichtsstadt der Arzt schon gesagt hatte, daß er einen prächtigen Kuirassier abgebe.

Wir finden ihn heute im Walde, wo er als Holzmacher mit vielen andern jungen Burschen und Männern in der Kuppe arbeitete. Eigentlich war er Steinhauer, aber als braver, fleißiger Bursche wollte er die Winterzeit, wo im Steinbruch nichts gethan werden konnte, nicht müßig zubringen, weil sein Vater daheim krank lag und nichts verdienen konnte und des alten Maurerhannsen Umstände nicht gar glänzend waren.

Die Kuppe war nahe am Guckukbrünnlein hinter'm Schloßberg in den Staatswaldungen des Treitelsbergers, und dort herrschte in den kalten Wintertagen ein ganz rühriges, lustiges Leben, obgleich es sonst auf den Bergen und unten im Mühlenthal still wie im Grabe war und der weiße Duft auf den Kiefern und Eichen lag, gleich einem Leichentuch. Mitten auf der schon gelichteten Stelle brannte ein lustiges Feuer, bei welchem der Kuppenhüter und der Förster standen und plauderten, während hie und da von den Holzhauern einer hinschlich, um nach den gebratenen Grundbirnen, Äpfeln oder Kastanien zu sehen, während die anderen tüchtig darauf los arbeiteten und plauderten und lachten, daß der Schall ihrer Stimmen und der Äxte und Sägen weithin in das enge Thal scholl und den Wiederhall aus den Bergen und Felsen lockte.

„Hör' Franz!" rief des Mehlems Michel, ein lustiger, heiterer Bursche. „Ich mein', wir sollten ein's singen, — Du machst ja heut' ein Gesicht, wie drei Tag' Regenwetter!"

Der Franz gab aber keine Antwort und arbeitete in

seinen Gedanken immer darauf los, während des Mehlems Michel anfieng:

„Stieglitz und Stieglatz
Und ein Fink ist kein Spatz:
Von den hiesigen Mädeln
Ist keine mein Schatz.
Nur Eine ist hier
Und die gefällt mir,
Hat schwarzbraune Äuglein,
Schöne Manier."

Gleich darauf ließ er das Leibstückel folgen:

„Aus, aus, aus ist mit mir
Und mein Haus, Haus, Haus hat kein Thür',
Und mein Thür', Thür', Thür' hat kein Schloß,
Und mein Schatz bin ich los!"

Etliche sangen mit und ließen nun eine Menge solcher kleinen Liedlein los, während die andern Witze über den Kuppenhüter und den bärtigen Förster rissen; nur unser Franz war gegen seine sonstige Art heute still und schweigsam und redete nichts und achtete auf nichts als seine Arbeit.

Und warum war er wohl so traurig? Das hatte seinen guten Grund. — —

Gestern Abend saß er neben seinem Bäbele bei deren Eltern in des Schreiners Stube. Mutter und Tochter spannen und der Vater richtete irgend eine Kleinigkeit zurecht. Es war zuerst wenig gesprochen worden, bis die Mutter anfieng:

„Ja, es ist eine lange Zeit, sechs Jahre, meine lieben Kinder! Da könnt' man Etwas zusammensparen statt in die Kaserne liegen, gelt Franz?"

„Da habt Ihr Recht!" antwortete der Franz. „'s ist gut, daß ich nicht daran denke, Soldat zu werden!"

„Oho!" erwiederte die Schreinerin. „Hat dein Vater etwas Übriges, daß er Dir gar einen Mann stellen will?! Das läßt er wohl bleiben, und Du mußt halt ein Bayer werden, Franz, wenn's auch Dir und unserm Bäbele schwer fällt! Du kannst ja immerhin noch in den Urlaubszeiten heimkommen und mit ihr tanzen!"

„Ei, was schwätzest Du wieder, Alte!" fiel jetzt der Schreiner ein. „Ich mein' — ihr habt jetzt genug mit einander getanzt, — das Bäbele muß jetzt an einen Mann denken, der's machen kann, — die Kinderpossen müßt ihr euch jetzt aus dem Kopfe schlagen. Werde Du nur immerhin Soldat, Franz, und wenn Du einmal wieder in's Dorf kommst, kannst Du vielleicht Gevatter werden bei'm Bäbele. Oder denkst Du vielleicht an Amerika? Nun, auch nicht übel; hat schon Mancher über'm Meer sein Glück gemacht, wie wir ja selber von Etlichen aus unserm Dorfe wissen. Wer weiß — Du kannst mit der Zeit am Ende noch ein reicher Mann werden!"

Auf diese Rede saß der arme Franz wie versteinert auf seinem Stuhl und das Bäbele weinte still vor sich hin. Als er aber „Gut Nacht" gesagt hatte und vom Zwetschgengarten aus an der Liebsten Kammerfensterlein gestiegen war, da sagte ihm das Bäbele: „Tröste Dich, Franz, wenn auch von unserm Vater nichts zu hoffen, will ich doch keinen andern nehmen, als Dich allein, und müßt' ich noch hundert Jahre warten!"

„Ja," hatte darauf der Franz geantwortet, „sie werden Dich peinigen und plagen; ich aber sag' ein für allemal: nix Bayer, nix Soldat!"

„O mein Gott! wie willst Du denn das nur anfangen?"

„Denkst Du noch, Bäbele, an den Hambacher Tonel, dem des Jergels Jergel den Finger abgebissen?"

„Nun freilich! Der arme Kerl sitzt jetzt in Lautern wegen dem leichtsinnigen Herl!"

„Sieh', den könnt' man jetzt nicht mehr zum Soldaten brauchen!"

„Und warum?"

„Weil er den Finger weg hat!"

„Jesses Gott, an was denkst Du, Franz?" hatte das arme Mädchen überlaut gerufen, so daß es gehört worden war und ein Geräusch in des Schreiners Schlafzimmer den Franz verscheuchte. — Alles das ging dem verliebten Gesellen heute bei seiner Arbeit im Walde im Kopf herum; in großer Erregung hieb er in den mächtigen Stamm, der etwas abseits im Gesträuch lag, nicht weit von dem Guckucksbrünnlein hinter'm Schloß. Der Quelle Wasser rieselte leise unter der Eisrinde in's Thal hinab, als er immer noch eifrig hackte und spaltete.

Als er nun so fortarbeitete, hörte er, wie drüben bei seinen Kameraden mit einem Male die Rede auf ihn gekommen war, und eben sagte einer:

„Ja, so geht's halt in der Welt! Der Schreiner denkt: lieber einen reichen Mann für mein jung Mädel, als einen

armen für meine alte Tochter. Das Bäbele wird nicht warten dürfen! — sagt nur, ich hab's gesagt!"

„Nun, das ist 'was Altes!" erwiederte ein anderer, des Friedels Peter, der trotz seiner Eltern ansehnlichem Vermögen dennoch mit den andern im Holze arbeitete. „Der Franz hat ja nichts und ist dazu noch anderer Religion, — da weiß der Schreiner schon noch andere Leute für sein Bäbele!"

„Am Ende Dich?" fragte des Mehlems Michel verächtlich. „Hör' Du, mach' Dich nicht zu grün, sonst fressen Dich die Gaisen. Ich weiß schon lang, wo Du hintrachtest, Du Lappel, Du!"

Der Franz hatte Alles mit angehört, und, indem er nur noch schärfer hinhorchte, arbeitete er mechanisch fort. Als er nun hörte, wie sein Kamerad, der Michel sagte: „Ja sie wird wohl einen andern nehmen, aber doch wahrlich Dich nicht, wenn der Franz Soldat wird!" da murmelte er für sich hin: „Aber der Franz wird nicht Soldat, Michel!" und hieb unvorsichtig auf den Stamm im Gebüsch, wie mit Absicht. Man hätte ihm ansehen können, wie er vor seines Vorhabens Sünde noch immer zurückbebete und gleichsam sich glauben machen wollte, er überlasse das, woran er dachte, rein dem Zufall und seinem Schicksal ohne sein eigenes Zuthun. — Das Geplauder der andern ging seinen Gang fort.

„Ich glaub'," sagte einer der Holzhauer, „der Franz setzt Alles dran, nicht Soldat zu werden."

„Ja, Gott, was will er denn machen?" erwiderte ein

anderer. „Über's Meer gehen, — aber 's ist ihm ja um das Bäbele zu thun. Höchstens kann er's noch machen wie des Benjamins Zwillingsbuben, die einander den Zeigefinger abgehauen haben, auf daß sie von den Soldaten frei würden. Das kann aber auch nicht Jeder!"

In selbem Augenblick hörte man zum letzten Male des Franzen Axt, ohne daß jedoch die andern dieß beachtet hätten, und das Gespräch wurde von des Friedels Peter fortgeführt, der in seiner Dummheit nicht merkte, daß er von den andern nur zum Narren gehalten wurde, wenn sie ihm sagten: „Ja, freilich, Du Peter hast's Heft in der Hand bei'm Schreiner, Dir geht das Bäbele nicht durch!"

„Da habt ihr Recht," antwortete er. „Wir bringen 'was Schönes zusammen, ich und das Bäbele, — ja, Du brauchst nicht zu lachen, Michel, — der Franz soll nur als fort Soldat werden, er kriegt das Bäbele doch nicht!"

„O Du Kalb Moses!" sagte der Michel und sah sich um. „Nun wo steckt denn der Franz so lang? Franz! Franz! Nun, was macht denn der, das muß ich doch sehen!"

Und damit legte der Michel seine Axt weg und ging in das Gebüsch hinein, wo der Baumstamm lag, an welchem der Franz arbeitete. Da lag zwar die Axt und neben daran waren mehrere Blutstropfen zu sehen auf der Erde und auf dem Stamm, — und da sich der Michel erschrocken umschaute, gewahrte er unsern Franz, wie dieser zu dem Guckuksbrünnlein hingeknieet lag, die Zähne über einander biß und die Hand im Wasser stecken hatte, das unter der Eisrinde hinrieselte.

„Was hast Du, Franz? was fehlt Dir? Du hast Dich doch nicht gehauen?“ fragte in liebevoller Angst der Michel, denn Jedermann hatte den Franz gerne, besonders aber seine Kameraden und unter diesen noch am meisten der Michel. Scherzhaft lächelnd hob der Franz die Hand empor.

„Gelt, Michel, Soldat werd' ich nicht!“ sagte er, während sein Kamerad mit großer Bestürzung die verstümmelte Hand anstarrte. — — — Als nun Abends die Kunde durch's Dorf lief, daß sich des Maurers Franz in der Kuppe hinter'm Schloß den Finger abgehauen habe, da jammerten die Leute um den sauberen Burschen und seine Schwester und alte Mutter und das Schreinerbäbele wollten sich fast zu todt weinen, sein Vater aber, der alte Maurerhanns, sagte:

„Ja, ja! Das sind mir Geschichten! Meinst denn Du, Franz, sie lassen Dich jetzt frei? Für einen Kuirassier bist Du freilich nichts mehr, aber Du gibst als fort noch einen festen Fuhrsoldat! Da wird man Dir die Bubenstreiche austreiben!“

Und damit wandte sich der alte Mann in seinem Bette, das er schon seit Jahren nicht mehr verlassen hatte, um, und brummte fort: „Nein, nein, — was doch den Buben nicht Alles einfällt, wenn sie einmal an so einem Schneppertäschel den Narren gefressen haben! Nun, gut, 's wär' mir lieb, wenn er das Bäbele bekäm', aber gute Worte gibt der Maurerhannes dem Schreinernarren nicht, wenn dem auch einmal der Schussel kommen sollt', daß er sie meinem Buben nicht geben will. Aber, potz Streich, was doch dem Buben nicht einfällt! — Hackt der sich den Finger ab.“

3.

Wie der alte Maurerhannes vorausgesagt hatte, so kam's — der arme Franz mußte Soldat werden, trotz seinem Stumpffinger. In Speier bei der Visitation wußten die Herren, welche die Rekrutirung zu leiten hatten, gerade so gut, daß der Franz sich den Finger mit Absicht abgehauen hatte, als man es im Dorfe wußte; wer es ihnen aber gesagt, das wußte man freilich nicht. Der Franz war weniger traurig, als man vermuthet hatte, heimgekommen, denn die Gewißheit seines Mißgeschickes gab ihm mit einem Mal die Kraft, es zu tragen.

Der Tag war gekommen, an dem er fort mußte, um zur bestimmten Zeit zu Würzburg bei seiner Compagnie einzutreffen, denn auch nicht einmal der Trost, daß vielleicht Landau seine Garnisonsstadt würde, war ihm geblieben.

Singend zogen seine Kameraden die Steingasse herab, um ihm noch zum nächsten Dorfe das Geleit zu geben. Sie sangen:

„Und als wir zu Speier 'nein kamen,
Da schlägt uns der Tambur die Trumm',
Nun adieu du herztausig schön Schätzele,
Wer weiß, wenn ich wiederum kumm!"

Der Franz aber reichte den Leuten noch zum Abschiede die Hand und sagte: „Adieu Base, adieu Vetter!" und seine alte Mutter und seine Schwester und sein klein Brüderlein gingen hinterdrein ihm auf Schritt und Tritt nach und weinten. Auch dem Schreiner und der Schreinerin reichte er

die Hand und fragte nach dem Bäbele. „Sie ist schon fort, Futter für das Vieh zu holen!“ sagte der Schreiner. „Sie wird eben gedacht haben, 's geht auch ohne Abschied!“ „So!“ ließ sich der Franz in einem Tone vernehmen, der ausdrücken konnte, wie wenig er das glaubte, was ihm der Schreiner sagte, denn er hatte vorgesorgt und schon gestern Abend herzlichen Abschied genommen von der Liebsten, aber dennoch hätte er sie nochmals sehen mögen. „Nun adieu, grüßt mir die Bäbel noch! Und Ihr, liebe Mutter, geht jetzt heim zum Vater, 's ist ja doch nicht anders, — der Kleine aber kann noch mit bis vor's Dorf gehen!“

Auf der Strasse begegnete dem Franz noch das Herl, die seit der Geschichte mit dem Hambacher Tonel nicht mehr unter die Leute ging und von den jungen Burschen ordentlich gemieden wurde. Der Franz, der heute Niemanden kränken wollte, gab auch dem Herl die Hand und sagte: „Adieu Herl, willst mit?“

„O, gern, recht gern thät' ich mitgehn — was thu' ich denn noch hier? Ich bin schon lang das Leben hier leidig!“ sagte das Mädchen.

„Du mußt's halt vergessen, was geschehen ist!“ tröstete der Franz. „Bis ich soldatenfrei bin, kommt auch der Hambacher Tonel aus dem Loch!“

„Was hilft's auch, — der Jergel wird ja doch nicht mehr lebendig!“ erwiederte traurig das sonst so muntere Herl mit einer jammernden Handbewegung. „Nun, 's ist nicht zu ändern. Du mußt ja jetzt auch fort, Franz, und wer weiß, ob die Bäbel noch ledig ist bis Du wieder kommst,

— 's hat Jedermann sein Kreuz. Sieh', drunten im Rohracker wartet die Bäbel auf Dich, sie grast im Klee. —

Wenn die Thautröpflein auf den Kleeblumen hätten neidisch sein können, würden sie auf die Thränen neidisch gewesen sein, die dem Schreinerbäbele bei'm Grasen über die Bäckele herunter gelaufen sind oder in ihren Augen stehen blieben. Es war heute Morgen recht schön im Felde, die Bienen und Hummeln flogen umher und die Buchfinken und Lerchen sangen ihr lustig Liedlein, — aber der Bäbele war dennoch schwer um's Herz, und es klopfte ihr gewaltig, als sie ihres Liebsten Kameraden die Straße herabkommen sah. Sie sangen das Lied von dem jungen Soldaten:

„Warum ist denn die Falschheit so sehr in der Welt,
Daß alle jungen Bursche marschieren in's Feld?
Wir müssen marschieren und lassen uns visitiren,
Ob wir taugen in's Feld, vor den Feind hingestellt.
Der Hauptmann steht draussen, schaut seine Leute an:
„Seid nur lustig, seid nur fröhlich, 's kommt keiner davon!“
Was bitt' mich dem Hauptmann sein Reden, sein Sagen, —
Mein Vater, meine Mutter haben mich auferzogen,
Mein herzig schön Schätzlein, gelt das Scheiden thut weh!
Laß sie weinen, laß sie greinen, ich seh' sie nimmermeh!
Mein Vater, meine Mutter, meine Schwester, mein Bruder!
Meiner ganzen Freundschaft sag' ich allen: Gute Nacht!“

Der Franz hatte schon längst seines lieben Mädels Hände in den seinigen, als das Lied noch immer nicht zu Ende war. „Gib mir jetzt noch so viele Bäckele, als Du nur kannst!“ sagte der Franz, der das Bäbele zu todt küssen wollte, „'s ist ja 's letzte Mal für lange, lange Zeit! So,

so, so, Du herzig lieb Mädel Du!" und es schmatzte, daß man nur so horchen mußte, und einen Augenblick lang hielten alle Thränen inne, und sie wollten gar nicht von einander lassen und hätten so fortgemacht, wenn des Mehlems Michel jetzt nicht herbeigetreten wäre und gesagt hätte: „Nun, jetzt den letzten Kuß, Franz, — was soll der lange Abschied, — er macht euch nur 's Herz desto schwerer."

Da küßten sie sich noch einmal recht lange, recht innig, und dann riß sich der Franz los, und rief: „Jetzt adieu! Du Herzige, — sei mit Vater und Mutter gut, aber halt', was Du mir versprochen hast, Bäbele! Adieu! Adieu! Adieu!" und das arme Mädel wußte nicht vor Schmerz und Herzeleid, wie ihr war, als der Liebste aus ihren Augen verschwunden war. — Vierzehn Tage dauerte es, bis das arme Kind wieder essen und arbeiten konnte wie sonst, — und auch später schlich ihr die Zeit nur in Traurigkeit herum.

„Es wird sich schon wieder machen" meinte der Schreiner, und ließ dem Schmerze seiner Tochter freien Lauf; als aber ein Jahr herum war und weder des Friedels Peter, noch sonst ein anderer vermöglicher Bursche aus dem Dorfe und der Umgegend von dem Bäbele etwas mehr erlangen konnte, als verweinte Augen und ein unfreundliches Gesicht, da wurde der Schreiner eine Zeitlang ordentlich böse und das Bäbele kriegte schlimme Tage bei ihren Eltern. Aber auch das half nichts und der Schreiner hatte doch sein Bäbele allzulieb, als daß er ihr immer dergestalt begegnen wollte, ob er gleich es nur zu ihrem Besten that, wie er sagte.

Zwei Jahre waren so herumgegangen, und im dritten

hatte das Bäbele Ruhe vor jedem Freier und Frieden mit Vater und Mutter.

Zu den Tanzmusiken ging sie nicht oder tanzte doch nur höchstens drei mit des Mehlems Michel, welcher der Grethel, ihrer guten Kamerädin, Schatz war, — sondern sie ging Sonntags am allerliebsten hinauf zu den Leuten des Franz, setzte sich vor das Bett des alten Maurerhannes, und ging der Mutter und Schwester in Allem dann gern an die Hand. Und der alte Mann hatte dann seine herzliche Freude an dem Bäbele, machte „Gespäß" genug, daß das Bäbele mehr als einmal roth werden mußt', denn der Maurerhannes konnte seine gute Laune auch auf dem Krankenbett nicht einbüßen und war als Spaßvogel im ganzen Dorfe bekannt. —

An einem Sonntag im Juni nun sprach einmal mit dem Bäbele der alte Maurerhannes, der sein Bett an's Fenster rücken ließ, zu welchem die Nägelesbäume und Rosenstöcke ihre Zweige hereinstreckten und mit ihren Blüthen gar wunderbar im Zimmer dufteten, während die zahme Amsel, die noch der Franz aufgezogen hatte, im Zimmer umhersprang und den „Lauterbacher" und „Jäger aus Churpfalz" pfiff, welche sie von dem Alten erlernt hatte.

„Hör' Bäbele," sagte der Alte, „mein Franz hat mir geschrieben, daß er kommen will, und wer weiß, ob nicht vielleicht heut' und morgen schon!"

„O, Ihr macht Spaß!" sagte das Mädchen und lächelte traurig den alten Mann an.

„Nein, nein! Er kriegt Urlaub! — Nun jetzt, gelt

Schneppertäschel!" sagte der Alte und griff aus dem Bett heraus dem freudig erstaunten Mädchen unter's Kinn. „Da hast Du doch wieder etwas zum Schmatzen, wenn unser Bube kommt. Dich schenirt freilich nicht, daß er ein Kreuzkopf ist, wie Dein Vater uns Katholiken heißt, — Du denkst halt: 's Kreuz hat der Franz nicht in seinem Gesicht! — Nun ja! Schmatz' ihn nur recht ab, wenn er kommt, Schneppertäschel." —

Als nun in der protestantischen Kirche heute die Leute auch wieder nach des Schreiners Bäbel schauten, da mochten sie nicht wissen, welche Freudigkeit aus deren Antlitz strahlte, wenn sie so in das Gesangbuch schaute, in welchem der Strauß von Röselein und Gelbveigeln lag, — sie lachte so innerlich und die Mädeln, die in der Kirche waren, sagten: „der Schreinerbäbel muß heute Nacht etwas recht Schönes geträumt haben, — vielleicht vom Maurerfranz!" Und Abends ging das Bäbele zum ersten Male seit langer Zeit wieder mit ihren Kamerädinnen an die Ruhbank hinaus und auf die Wiesen spazieren, und sie sangen und jubelten, und wenn auch das Bäbele nicht sehr mitthat, so war sie doch gerade so lustig wie die andern in ihrem Herzen, oder vielleicht noch ein Bißl lustiger. Aber sie sagte Niemanden warum. Es ist das ein gar schönes Leben auf dem Lande an einem Sommersonntagabend. Da gehen die Mädeln mit großen Blumensträußen in den Händen, hemdärmelig und in weißen Schürzen und Röcklein mit ihren Schätzen in langen Reihen die Straße im Wiesenthal hinab, — die Maikäfer fliegen summend umher und die

Schwalben wiegen sich hoch in den letzten Strahlen der Sonne, die hinter den alten Schloßmauern oder dem einzelnen Baum dort oben auf dem Berge hinuntergesunken ist. Da singen sie:

„Es kann mich ja nichts mehr erfreuen,
Als wenn uns der Sommer anfängt.
Da spielen die Hirschlein im Maien,
Juhah im Maien,
Husaren marschieren in's Feld."

Und das geschah auch heute, und auf allen Wegen und von allen Seiten um das ganze Dorf herum, in den Obstgärten und Weingärten, auf den Wiesen und hinter den Reps- und Kornfeldern sang und klang es in lauter Lust und Freude. Das mußte ja dem einsamen Wanderer, der eben dort die Wiesen heraufschleicht, gar lockend entgegen klingen, und wirklich beschleunigt er seine Schritte immer mehr und läuft quer über die Wiesen auf eine lange Reihe hemdärmeliger Mädchen zu, die die Strasse herabkamen und eben sangen:

„Sind wir oft beisammen g'sessen,
Auf der Höh' die halbe Nacht,
Haben d' Welt und den Schlaf vergessen,
Und mit Lieben zugebracht!"

Da sprang unser Mann vor die Singenden hin. — „Franz, Franz!" schrie das Schreinerbäbele und unter dem Jubel der Burschen und Mädeln lagen sich die Wiedervereinigten in den Armen und herzten und drückten und schmatzten sich, daß gar nicht davon zu sagen ist, und daß alle anderen Paare

dasselbe zu thun anfiengen, aus lauter Freude über die Ankunft des Maurerfranz.

Und als drei lange Reihen junger Leute, da es schon düster geworden war, mit lautem Sang durch das Unterdorf in die Steingasse hinaufszogen, da hatten die alten Bauern ihre rechte Freude an den fröhlichen jungen Leuten und der Schreiner selber, der zum Fenster heraus sah, hatte seinen Gefallen daran, daß auch sein Bäbele wieder mitmachte wie die andern. Er wußte ja nicht, daß der, an dessen Arm das Mädchen hing, des Maurerhannsen Franz war.

4.

Es war Kirchweih im Orte, und daß es da lustig herging, braucht man wohl gar nicht zu sagen, weil in der ganzen Gegend bekannt ist, daß es nirgends fideler hergehe, als auf unserer Kirchweih. Vor den Musikanten steht der Franz mit dem Schreinerbäbele im Arm und läßt sich ein „Leibstückel“ aufspielen, — die ganze Stube singt mit:

„Wenn ich an den letzten Abend gedenk'
Als Du Abschied nahmst von hier,
Ja, die Sonne schien nicht mehr, wir mußten scheiden,
Doch mein Herz blieb stets bei Dir.

Meine Mutter hat gesagt, ich sollt' 'nen Reichen, Reichen nehmen,
Er sollt' haben viel Silber und viel Gold, —
Doch viel lieber will ich in der Armuth leben,
Als ich Dich verlassen sollt'.

Großer Reichthum bringt mir keine Ehre,
Große Armuth keine Schand, —
Ei, so wollt' ich, daß ich tausend Thaler reicher wäre,
Und hätt' meinen Schatz an der Hand.“

Die dicke Schreinerin saß mitten unter den alten Weibern und trank von dem Franz, wenn der's ihr zubrachte, wie früher und hörte mit schmunzelndem Gesicht, wenn ihre Nachbarin sagte: „Ja, dabei bleibt's, Euer Bäbele und der Franz sind noch als fort das schönst' Paar im Dorf!"

Da sollte man denn meinen, die Sache wäre ganz in der Reih'! Es war auch für jetzt so, denn der Schreiner mochte denken: „Nun, lassen wir den Leutlein für jetzt noch ihre Wahl — der Franz geht ja bald wieder!" Und die Schreinerin war von jeher dem Franz sehr gewogen. Eben ruft sie ihm zu:

„Hör' Franz! fang' heut' nur nichts mit des Friedels Peter an, der gerad' dort herein kömmt, der hat's, wie mir scheint, auf Händel abgesehen!"

Wirklich stand auch des Friedels Peter mit noch einigen seiner Kameraden unter der Tanzstubenthür, und als eben der Tanz wieder begann, nahm er des Valentins Nett'l, oder das Herl, wie sie gewöhnlich genannt wurde, weil die allein den Schimmel heben mußte, während alle andern tanzen durften. Er tanzte jedoch nur, um seinen Gift auszulassen, und so tanzte er auch immer dem Franz auf den Füßen herum und trieb es mit Fußstellen, Widertanzen und Austreten so lange, bis ihm der Franz doch zurief:

„Hör', Du Tappes! Wenn Du tanzen willst, tanz' ordentlich!"

„Halt 's Maul, lumpiger Bayer!" rief ihm der Peter höhnisch zu. Im selben Augenblick aber schon hatte ihn der Franz am Kragen gefaßt und an der Wand hinaufgerülpst,

indem er ausrief: „Jetzt zück' Dich, Du Lausbube, Du! Ich verkrümmel Dich, wenn Du noch einmal ein Wort redest!"

Da gab es nun unter dem Geschrei und Händeringen der Weiber und Mädchen eine tüchtige Schlägerei, weil des Peters Kameraden sich seiner annehmen wollten; aber der Franz und des Mehlems Michel theilten so saftige Hiebe aus, daß die andern für gut fanden mit denen fürlieb zu nehmen, die sie schon hatten und nicht noch mehr zu begehren.

Die Ruhe war so bald wieder hergestellt und die Freude und Lust fieng von vorne an bis in die tiefe Nacht. Als nun die alten Weiber fanden, daß es Zeit zum Heimgehen für sie sei, rief die Schreinerin noch ihrem Bäbele und deren Tanzburschen zu: „Macht euch lustig, Kinder! Aber haltet auch Maß — Bäbele, erkälte Dich nicht bei'm Heimgehen!"

„Dafür sorgen wir schon!" rief lachend der Franz und tanzte fort mit seinem Bäbele. — Das liebe Mädchen überließ sich heute ganz und gar der so lange entbehrten Lust und war ganz selig an ihres Liebsten Arm. Ihre Bäckele brannten wie Feuer und ihr Herzlein in der Brust rührte sich gewaltig. Der Franz drückte sie auch immer herzhafter an sich, bis er im Morgengrau das Bäbele heimführte. Die Hähne krähten schon lange, während der Mond eben hinter dem alten Schloßthurm hinuntersank — es war noch Niemand wach, als die lieben Sternlein am Himmel, die aber schon hie und da anfiengen die Äuglein zuzudrücken um von der durchwachten Nacht auszuruhen; oder drückten sie die

goldenen Äugelein aus Scham zu, weil sie irgend Etwas nicht sehen wollten?!

Wäre doch das Bäbele nur heute mit ihrer Mutter heimgegangen! — — —

Am andern Tag sah man das Bäbele nicht bei der Musik. Alle Welt meinte, der Schreiner hätt' es ihr verboten; aber den selber wunderte es, daß sein Mädel daheimblieb, als die Burschen mit der Musik die Mädeln abholten, um hinauf auf's Schloß zu gehen, und dorten zwischen den verfallenen Mauern nach gewohnter Weise auf dem rasigen Schloßhof den Reigen aufzuführen. Der Franz selber war wild und bös, daß sie sich weigerte, und ihm nicht einmal in's Antlitz sah, und er blieb auch daheim. Abends aber saß er bei'm Adlerwirth in der Unterstube und trank und trank in seinen Unmuth hinein — aber es wollte nichts helfen. — Auch nach der Kirchweih sah er das Bäbele nicht leicht mehr allein, und es wurde ihm schon ganz bange, da er bald wieder einrücken mußte, als er sie noch glücklicherweise eines Tages auf dem Kleeacker traf.

„Warum weichst Du mir aus, Bäbele? Was soll ich denken von Dir?" fragte der Franz mit vorwurfsvoller Stimme.

„Ach, freilich — was wirst Du denken von mir!" seufzte das Bäbele ohne aufzublicken.

„Ich denk', daß Du mich einmal recht gern gehabt hast und jetzt nicht mehr!" sagte der Franz. „Warum schaust Du mich nicht an, Bäbele? Morgen muß ich wieder fort und Du gibst mir nicht einmal ein gutes Wort zu.

„Nun adieu, lieber Franz! Komm nicht mehr, bis Deine Zeit aus ist — und wenn Du mich dann noch willst, so bin ich von Herzen Dein!"

So redete das Bäbele, und der Franz ging den andern Tag wirklich fort. — Es gab zu jener Zeit keinen zufriedeneren Menschen im Dorf, als den Schreiner; sah er doch, daß seinem Bäbele nichts mehr an dem Franz lag, und jetzt konnte es gar nicht fehlen, daß sie einen Mann, wie er einen zum Tochtermann wünschte, nehmen würde. Aber da hat er sich wieder gewaltig geirrt — das Bäbele wies alle Anträge zurück, ein wie allemal — aber sie blieb traurig und verstimmt, kein Gesang und kein Spaziergang wollte sie mehr erfreuen, und zur Zeit des Weinherbstes sagten die Leute schon dies und das. „Es ist nicht richtig mit der Schreinerbäbel!" wisperten sich die Weiber an dem Brunnen zu — ja, des Friedelpeters Mutter sagte einmal mit nicht geringer Schadenfreude dem Schreiner: „Nun, aber das hätt' ich mir nicht gedacht, daß es Euer Bäbele so weit mit dem Franz treibt! Der hat gedacht: ich will vorsorgen, daß mir das Mädel nicht durchgeht!"

„Was ist das für ein Geschwätz, Bas' Lise!" antwortete der Schreiner. „Ihr seid irr, liebe Bas', Ihr seid irr! Mein Bäbele — und so was!? Ha, ha!"

„Ja, das ist noch das schönste, daß Ihr's nicht glauben woll't, Schreiner! fragt sie nur selber!" hatte die Frau entgegnet, und der Schreiner sagte zuversichtlich:

„Ja, ich frag' sie! Die Freud' sollt Ihr nicht haben, daß Schande auf mein Haus komme, Bas' Lise!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Bäbele stand am Ofen mit Butterstoßen beschäftigt, während ihre Mutter etwas unwohl im Bette lag. Das arme Mädel saß wie gewöhnlich schweigsam und traurig dorten und gab auf die Reden ihrer Mutter nur leise und kurze Antworten. Da ging die Thür auf und der Schreiner trat herein, etwas unruhiger als gewöhnlich. Er redete zuerst mit seiner Frau einige gleichgültige Worte, aber diese hatte ihm die Unruhe abgemerkt und fragte, was er denn wieder habe?

„Nun, ich hab' so verschiedenes gehört," sagte er, „die Leute möchten uns gar gerne ein Päcklein anhängen, aber sie trompiren sich. Gelt Bäbele?"

Das Mädchen ward bleich wie der Tod und zitterte an Arm und Bein — die Mutter aber fragte:

„Nun, was gibt's denn wieder für ein Gerätsch, Alter? Kümmer' Dich doch nicht so viel um das, was die Leute reden: Du weißt ja, wie schlimme Mäuler es hier gibt."

„Freilich! Aber 's ärgert einem! Gelt Bäbele, 's ist nicht wahr, was die Leute sagen?! Gelt nicht, mein lieb Mädel?" Aber das Bäbele antwortete nur mit schmerzlichem Weinen in ihrer unsäglichen Angst.

„Bäbele red'! Ich weiß, daß die bösen Leute gelogen haben!" sagte der Schreiner noch unruhiger als vorher. „Aber sag's nur heraus, daß ich ihnen die giftigen Mäuler verstopfen kann."

Aber das Bäbele weinte nur noch ärger, daß sie ihrem Vater, der Alles auf sie hielt, diese Genugthuung nicht

verschaffen konnte. Der Schreiner stand in fürchterlicher Angst da.

„Am End' ist's doch so?! .... Dann aber sei Dir der Herrgott gnädig!" Und mit diesen Worten sprang er wild an die Hobelbank nach dem Beil, das dorten lag — die Mutter im Bette schrie hell auf — das Bäbele aber hatte kaum noch Zeit, durch die Thüre in den Hof und Garten zu fliehen. Wie ein gescheuchtes Reh lief sie unter den Bäumen in der Angst hinauf; aber dennoch fühlte sie sich leichter, daß es der Vater nun doch einmal wisse, ja, sie bereute, seinem Zorn entronnen zu sein.

Bleich und entstellt kam die Arme in dem Elternhause ihres Franz an. Die alte Marieagathe hatte schon lang etwas gemerkt, und als sie das Bäbele eintreten sah, war ihr schon Alles klar, was vorging. Der alte Maurerhannes hustete und pustete in seinem Bette und ließ wieder sein gewöhnliches „Taja! Taja!" hören, das bei ihm Verwunderung und Erwartung, Schmerz und Freude — kurz jede Gemüthsbewegung ausdrückte. „Setz' Dich, Mädel!" sagte er dann, so sanft als möglich. „Scheint's, Du hast den Buben mehr geschmatzt, als ich gemeint hab'. Was doch den Kindern nicht Alles einfällt! — Aber wein' jetzt nicht mehr, arm's Mädel — Du bist nicht die einzige — 's ist mir auch nicht besser 'gangen, als meinem Franz, da ich noch zu meiner Marieagathe ging. Du bleibst bei uns, wenn sie Dich daheim nicht leiden wollen, Bäbele, komm' her und wein' nicht so närrisch!"

In diesem Augenblick hörte man draußen an der Haus-

thüre ein heftiges Gepolter, und gleich darauf stürzte der Schreiner herein wie außer sich und schrie: „Wo ist das Mensch? Her mit der H . . .!“ und ihm nach kam die Schreinerin, die es aus dem Bette getrieben hatte, und diese Beiden griffen nun wie wilde Thiere ihre ame Tochter und zerrten sie an den Haaren nach der Thüre. Da fühlte der alte Maurerhannes die Kraft, vom Bette aufzustehen — in Unterhosen und Hemd stellte sich der lange hagere Mann vor den Schreiner hin und fieng an:

„Was soll das, Schreiner? Krieg' die Kränk, Du Narr, und laß das Mädel gehen! Geht Deine Narrheit bis dahin, daß Du längst gewußt, wie die Kinder einander gern haben, und ihnen nichts in den Weg gelegt hast, und nun, da es so weit gekommen, auf einmal Dich wundern willst? Laß sie gehen, sag' ich Dir — das Mädel bleibt bei mir!“

„Weg da!“ schrie der Schreiner in seiner Wuth. „Weg da, H . . . . vater! Verdammter! Gelt, so wär Dir's recht, wenn Du zu meinem Vermögen kämst durch Deinen Lausbuben!“ Und damit warf er das arme Bäbele zur Thür hinaus, und diese hinter sich dem Maurerhannes vor der Nase zu. Der kranke Greis konnte weiter nichts thun, als wieder in sein Bett zurückzugehen — seine Frau und Tochter aber rangen jammernd die Hände.

Draußen auf der Gasse liefen viele Leute zusammen und sahen mit Entrüstung wie Vater und Mutter ihre ohnehin „geschlagene“ Tochter mißhandelten und schlugen: es war nicht zum Ansehen. Nur des Friedelpeters Mutter sagte

wieder: „'s geschieht ihr recht, der Schlange! Sie hat's lang genug getrieben mit ihrem Soldaten!" Aber sie wurde von den Andern nach Gebühr heimgeschickt, und Jedermann hatte Mitleid mit dem armen Schreinerbäbele. Sie hatte aber auch heute einen schweren Gang zu machen; jedoch ohne Klage und Widerstand duldete sie die wahrhaft unmenschlichen Mißhandlungen ihrer Eltern. „Sie haben ja recht," dachte sie. „Sie haben ja recht, wenn sie mich zu Tode schlagen — ich verdien' es nicht besser!" Ja, es war ihr eine Art von Selbst-Genugthuung, so vor aller Welt büßen zu müssen. — Man konnte das unglückliche Geschöpf nicht ohne Thränen ansehen, wie sie dahinschritt unter den fortwährenden Schlägen ihrer Eltern, wie ein Lamm geduldig — und dennoch wagte Niemand etwas zu thun für sie, weil Jedermann die väterliche Gewalt anerkennen wollte, trotz allen Abscheu's vor dem Gebahren des Schreiners und seiner Frau gegen ihr unglückliches Kind. Und da auch der Herr Pfarrer die Gasse heraufkam, wurde ihn der Schreiner kaum ansichtig, als er nur um so ärger darauf los schlug und rief: „Siehst, vor des Herrn Pfarrers Füße schleif' ich Dich, Du H . . . , damit er sehe, daß ich nicht Schuld daran bin!" so daß sein armes Kind nun doch vor der Wucht ihrer Schande bis in's Innerste erbebte. Aber der Herr Pfarrer verwies in strengen mahnenden Worten dem Schreiner sein unchristliches Benehmen, und dieser in seiner rücksichtslosen Wuth schlug nun nur noch besser auf das Mädchen. „Ich kann mit ihr machen, was ich will, und ich thu's, wenn auch alle Pfaffen — alle Schwarzröck von der Welt

kommen!“ rief er und schlug das Hofthor seines Hauses, in welchem man jetzt angelangt war, zu. —

Nur Worte des Jammers und der Verzweiflung und Flüche auf alle Welt hörte man drinnen im Hause. Der Schreiner und seine Frau hatten so ihr Liebstes, ihr Theuerstes vor den Leuten mit Füßen getreten — sie hatten das in ihren Augen Schrecklichste nicht ertragen wollen. Wie wahnsinnig ging der Schreiner wieder einige Wochen herum — ja, die Leute behaupteten steif und fest, er sei nun endlich doch überschnappt. Er, der Thätigste unter den Thätigen, strich jetzt ganze Tage und Nächte müßig auf dem Felde herum, und die Leute schüttelten die Köpfe, wenn sie ihn die Liedlein aus dem zweiunddreißigjähriger Jahre wieder laut und hell im Felde und auf der Dorfgasse singen hörten. Auch das „Vive l'empereur! Vive Napoleon!“ ließ er öfters hören, denn in seiner Seele waren jetzt alle seine Erinnerungen wie in einem Traubenmus untereinander gemengt. Die Bänder, mit welchen er schon Anno zweiunddreißig den Freiheitsbaum am Rathhaus geschmückt hatte, kamen auf einmal wieder hervor und flatterten von der Kappe und Mütze, wenn er so im Spätherbst mit dem Winde über's Stoppelfeld strich.

Erst nach und nach kam wieder Ruhe in seine Seele — aber die Menschenscheu wollte ihn nicht verlassen. Er war wieder der fleißige, thätige Mann wie früher, nur mied er sorgfältig alle Geschäfte, die ihn mit den Menschen zusammenführen konnten: er war mit der Welt zerfallen. — Das Bäbele war wiederum in das Elternhaus ihres Franz zurück-

gekehrt, und man hatte es ruhig geschehn lassen, denn auf die ungeheure Aufregung konnte Gleichgültigkeit und Erschlaffung in des Schreiners Haus nicht ausbleiben. Vater, Mutter, Schwester und Bruder ihres Geliebten dagegen thaten Alles, ihr das Leben in ihrem Hause angenehm zu machen, und so ging denn auch der Winter herum, friedlich, wenn auch nicht fröhlich.

5.

Es war wieder einmal ein recht schöner Maiensonntag, — das Bäbele saß allein in der Stube, bei ihres kleinen Mägdleins Wiege, die Amsel sprang lustig in der Stube herum und sang und pfiff den „Jäger aus Churpfalz" und den „Lauterbacher" — aber kein Mensch antwortete ihr, denn der alte Maurerhannes, der auch noch auf seinem langwierigen Krankenlager die Späße und das Pfeifen nicht lassen konnte, der war letzten Winter gestorben, ohne seinen Franz noch einmal zu sehen. Mutter, Schwester und Bruder waren in die Kirche gegangen — die Nägelesbäume streckten wieder ihre Blüthen herein, und das Bäbele fühlte sich nicht gerade unglücklich, als sie so da saß mit Strumpfstricken beschäftigt für ihr kleines Kind, das vor ihr in der Wiege lag. Sie konnte nun wieder singen — ihr theures Kind lächelte ja immer so lieb aus den Kissen, wenn sie sang, obgleich ihre Lieder bei weitem nicht mehr so lustig klangen, als früher, da sie noch — ach! das heitere, fröhliche, schöne Schreinerbäbele gewesen. Heute sang sie so:

„Mädel, warum weinest Du, weinest Du so sehr?
Weil ich hab' meine Ehr' verloren,
Und ein kleines Kind geboren,
Darum, darum weine ich, weine ich so sehr.

Mädel, warum weinest Du, weinest Du so sehr?
Weil ich muß mein Rock zerschneiden,
Und mein kleines Kind bekleiden,
Darum, darum weine ich, weine ich so sehr.

Mädel, warum weinest Du, weinest Du so sehr?
Wenn andre Leut' in d' Kirche gehen
Muß ich vor der Wiege stehen,
Darum, darum weine ich, weine ich so sehr."

„Nein, nein!" sagte sie dann mit nassen Äugelein, indem sie ihr Mägdlein küßte, „ich will deßhalb nicht mehr weinen. Dein Vater kommt ja bald, Du herzig Kindlein, und dann, dann soll Hochzeit sein! Aber ach! meine lieben, lieben Eltern!" Und Thränen traten ihr von Neuem in die Augen. Da ging leise die Thür auf und hereintrat — der Schreiner, ihr Vater. „Fürcht' Dich nicht, Bäbele!" hatte er der Bebenden zugerufen. „Laß mich Deinen Bankert auch einmal sehen!" Zitternd nahm sie ihr wieder aufgewachtes Kind aus der Wiege und reicht' es ihrem Vater, und als dieser dasselbe auf den Arm nahm, lächelte es ihm gar herzig zu, gerad' als ob es wüßte, daß es sein Großvater sei. Dem Alten kam jetzt doch auch eine Thräne in's Auge. „Du kleines Mädele," liebkos'te er dem Kinde. „Hast ja Deine Großmutter noch nicht gesehen! Ich nehm's mit hinunter, Bäbele!" Diese nickte freundlich zu und gewährte ihrem

Vater gerne den Wunsch, und sah ihm gerührt nach. Sie mußte ja trotz alledem ihre Eltern lieben und hochachten, denn schon während ihres Kindbettes hatte ihr ihr Bruder, der noch bei ihren Eltern im Hause war, manch Nöthiges gebracht — wohl heimlich vor den Leuten, aber ob auch heimlich vor ihren Eltern bezweifelte sie mit Recht. Und auch seitdem erhielt sie aus ihres Bruders Hand viele Gutthaten, so daß sie sich immer bitter vorwarf, ihren Eltern solchen Kummer gemacht zu haben — wie denn auch heute diese Selbstvorwürfe wieder kamen.

Abends kam des Schreiners alte Nachbarin und sagte: „Dein Vater und Deine Mutter, Bäbele, lassen Dir sagen, daß sie das Kind behalten und als ihr eigenes halten und aufziehen wollen, da Du doch nicht mehr ihr Kind sein kannst. Du sollst nur darüber ruhig sein — Du kannst's manchmal sehen, wann sie Dir sagen lassen, daß Du 'nunter kommen sollst.“

Obgleich nun das Kind ihr Einziges war, an dem sie sich freuen konnte, glaubte sie es doch zugeben zu müssen, denn ihre Eltern hatten ja die Mittel, es aufzuziehen, und vielleicht konnte auf diese Weise wieder einmal eine Versöhnung stattfinden. Nun hatte man in ihrer Eltern Haus an dem kleinen Mägdelein rein den Narren gefressen, — es wurde Bäbele genannt, obgleich es schon Marieagathe getauft war, denn der Schreiner wollte wieder ein Bäbele haben. Es sollte keine andern Eltern kennen lernen als seine Großeltern, und als es zu dem Schreiner und der Schreinerin Vater und Mutter sagen konnte, da hatten die

beiden alten Leute eine ganz närrische Freude. — Manchmal getraute sich nun doch Jemand aus dem Dorfe zu dem Schreiner bei Gelegenheit zu sagen, er möge doch dem Maurerfranz einen Mann stellen, er würde gewiß einen braven Tochtermann an ihm bekommen; selbst der Herr Bürgermeister hatte schon mit ihm deßwegen gesprochen, konnte aber auch, wie alle Andern, nur die Antwort bekommen: „Nein, daraus wird nichts, so lang der Schreiner lebt! Hätten sie sich gehalten, dann vielleicht ja! Aber so nicht!“ — — — — —

Endlich hatte der Franz seine Zeit überstanden — er eilte in die Heimath, einer heiligen Pflicht nachzukommen. Das Bäbele empfing ihn mit der ganzen Innigkeit, der ihr Herz fähig war. Noch am nämlichen Tage ging er, sein Kind zu sehen, und wo möglich von dem Schreiner das Jawort zur Heirath zu holen. Der Empfang war nicht kalt und nicht warm und der Franz wußte nicht, wie er dran war. Man lud ihn ein, sich zu setzen, und kaum hatte er's gethan, als sich ein kleines Mägdlein ihm traulich an die Kniee schmiegte, und es ward ihm ganz heiß im Herzen und naß in den Augen, als es ihn so mit den Augen der Geliebten ansah; es war ja sein Bäbele, wie ausgeschnitten. Die Großmutter kam jetzt und nahm das Kind auf den Arm, indem sie sagte: „Du mußt den Mann nicht plagen Bäbele!“

„Da trink, Franz!“ sagte der Schreiner, indem er ihm den Weinkrug hinreichte, „und sag' mir dann, was Dich in unser Haus führt.“

„Ich denk', das wißt Ihr schon!" sagte der Franz, indem er den Krug ohne zu trinken auf den Tisch stellte.

„Wie kann ich Alles wissen!" erwiederte gleichgültig der Schreiner und zog die Lüpfhosen herauf.

„Nun, Ihr werdet mir jetzt doch Euer Bäbele geben?"

„Welches Bäbele?"

„Nun, die Mutter von dem Kinde da!"

„Die geht uns nichts mehr an! Das könnt ihr zusammen machen, wie ihr wollt; ich thu' nichts dazu, und nichts davon; weil's mich nichts angeht. Das Bäbele da, das ist unser Kind!"

Das sagte der Schreiner, und dabei blieb's. Der Franz sah wohl, daß sich nichts ausrichten lasse, trank noch einmal aus dem Weinkruge, wandte sich dann zur Thüre und ging mit den Worten:

„So müssen wir denn freilich darnach thun, wenn Ihr so denkt! Nichts für ungut! Adieu!" — —

Nach einem Monat hatte das Dorf ein glückliches Ehepaar mehr, wenn auch der Schreiner nicht bei der Hochzeit war, da ein gerichtlicher Akt die Genehmigung der Eltern ersetzen mußte. Das ganze Dorf wünschte dem Ehepaar nur Glück und Segen, wohl nur des Friedels Peter und seine Mutter nicht, die es der Schreinerbäbel nicht vergessen konnten, daß sie den Peter verschmäht hatte. Der jungen Eheleute einziger Kummer war der, daß der Schreiner noch immer unversöhnt blieb und ihr Erstgebornes ihnen so fremd wurde und sie nie mit dem Elternnamen, sondern immer nur mit Franz und Bäbele anredete, wie es angelernt war, wenn sie ihm einmal begegneten.

Aber anderer Kummer sollte nicht ausbleiben. Die Krankheit, an welcher der alte Maurerhannes darniederlag, zeigte sich mit einem Male erblich, da auch die Mutter und der kleinere Bruder auf's Krankenbett geworfen wurden, ja selbst auch die Schwester, die schöne schwarzäugige Marieagathe öfters von solchen Anfällen heimgesucht wurde, wie sie sich bei der Krankheit gezeigt hatten. Dazu sah der Franz seine Familie mit jedem Jahre sich vermehren, seiner Eltern Vermögen aber durch die fortgesetzten Krankheiten sich immer mehr verringern und den eigenen Verdienst schmäler werden. Er hatte sich einen Theil des Steinbruches gepachtet und beschäftigte darin einige Arbeiter, aber die guten Zeiten waren vorbei und seine Gesundheit wurde unter Anstrengung und Mühe und Sorge bei dem harten Geschäfte außerordentlich geschwächt. Wohl galt er als einer der fleißigsten und bravsten Bürger des Orts, und öfters wurde auch der Schreiner von Fremden angegangen, seinem wackeren Tochtermann unter die Arme zu greifen, aber der Alte wollte gebeten sein, und das that der Franz nicht und ließ sich lieber von Sorge und Arbeit für seine Familie aufreiben.

Damals starben mehrere seiner schon längst verheiratheten Brüder an derselben Krankheit, wie der Vater, und auch die Mutter folgte ihnen endlich nach. Das Jahr darauf kam die Reihe an seinen jüngeren Bruder, der ihm in's Herz gewachsen war, und so war er von seinen zahlreichen Geschwistern mit seiner Schwester Marieagathe nur noch allein übrig. Ja, er glaubte an sich selber jetzt öfters die Anzeichen jener Familienkrankheit bemerkt zu haben — und Alles das

machte ihm trübe Stunden, konnte ihn jedoch in seiner Thätigkeit nicht hindern, bis er nothgedrungen endlich die Selbstthätigkeit im Steinbruche aufgeben mußte und nur noch die Aufsicht führen konnte. Und immer, immer schwächer fühlte er sich, so daß er ganze Wochen ganz daheim bleiben mußte. So verstrich der Lenz jenes Jahres, und die Leute im Dorfe blieben manchmal stehen und sahen dem Franz nach, wie er dahinschlich, den sie noch vor wenigen Jahren als den stärksten und kräftigsten Burschen im Dorfe kannten.

Jetzt konnte sich das Bäbele als die liebende, sorgsame, treue und fleißige Gattin beweisen, die sie wirklich war. Alle Geschäfte wurden nun ganz allein von ihr besorgt: sie schloß Akkorde mit den Kunden ab, und dennoch versäumte sie darüber die Pflege ihres kranken Mannes und ihrer kleinen Kinder nicht. — Endlich hatten auch ihre Eltern ihr bisheriges Verhalten abgelegt, als sie gesehen, daß es mit ihres Mannes Krankheit so weit gekommen war. Sie ließen ihr jetzt alles Nöthige wieder zukommen; nur in's Haus kam Niemand hinauf — das litt der Schreiner nicht, obgleich er dem Franz jetzt mehr zugethan war, als er sich selber gestehen wollte.

„Hätten sie sich doch nur gehalten!“ hatte er schon hundertmal zu sich selber gesagt. „Wie lieb sollt' er mir als Tochtermann sein. Aber jetzt ist der Franz stolz und fragt nichts nach mir: will doch sehen, wie weit er's nur treibt, der Starrkopf!“

6.

Der Kannstag, wie man bei uns den Tag Johannis des Täufers nennt, ist ein wichtiger Tag, und man hält ihn gemeiniglich für einen Unglückstag. Er war in jenem Jahr ein warmer, heißer Sommertag, und der Maurerfranz saß in dem kleinen Garten vor dem Hause auf dem Schemel, zwischen seinen Knieen stand sein ältester Knabe, der die alte Amsel fütterte, die jetzt schon ganz gebleichte Federn hatte. Die andern Kinder hütete die Marieagathe in der Stube — sein Bäbele war in Geschäften in die Stadt gegangen und konnte vor Abend nicht wohl heimkommen.

Die Luft lag heute so gar blau und heiter über dem Dorfe und den nahen Bergen, und leise zwitscherten die Schwalben droben, wenn um die Rosen und Levkojen im Garten die Bienen und Hummeln summten. Es war ein eigener Frieden über ihn selber gekommen, als er jetzt hinauf nach den Schloßmauern schaute, wo er so manche Stunde mit seinem Bäbele in Liebe zugebracht in der schönsten Zeit — und hinter dem Schloß, ja, da ist das Guckuksbrünnlein, wo sein halber Finger jetzt noch liegen muß, wenn ihn irgend ein Vogel oder Thier nicht besser gefunden, als er selber. Wie war doch Alles so ganz anders geworden! Vater und Mutter und alle Brüder todt, seine Kameraden verheirathet und mit Brodsorgen kämpfend, er selber ein siecher, kranker Mann mit starker Familie und kargem Verdienste! — Von dem Hügel vor seinen Augen schauten die Kreuze und Grabsteine des Kirchhofs herüber, der seine Eltern und Brüder barg, — eine eigene Sehnsucht war

über ihn gekommen, und dennoch fühlte er sich so wohl, so mit aller Welt versöhnt. Drüben aus den Steinbrüchen klangen jetzt die Lieder der Steinhauer und Pistolenschüsse knallten dazwischen, denn im Steinbruch ist der Kannstag immer ein Festtag — er dachte an die Kannstage von früher, wo er noch mit dem Bäbele über die Feuer sprang — helle Zähren standen ihm in den Augen, als sein Söhnlein sagte:

„Vater, Du weinst ja! Wein' nicht, Vater — die Mutter wird bald heim kommen!"

Er küßte zärtlich den herzigen Buben, als ein Paar die Strasse herkam — es war das Herl und noch ein bleich aussehender Bursche. Sie blieben vor dem Garten stehen, und er meinte, den Mann, der bei dem Herl stund, zu kennen, obgleich derselbe sich ganz anders trug, als die Bauersleute.

„Nun, Franz, wie geht Dir's?" fragte das Mädel in ihrer munteren Weise wieder. „Kennst Du meinen Hochzeiter nicht mehr? Sieh' ihm nur auf die Hand — es fehlt ihm derselbe Finger, wie Dir."

„Ach, das ist ja der Hambacher Toni!" sagte der Franz. „Nun, was treibst denn Du?"

„Meine Strafzeit ist erstanden!" sagte der Tonel. „Die Nettl und ich heirathen einander, gehen dann nach Amerika und werden gemachte Leute. Du, scheint's, denkst wohl nicht an das neue Land!"

„O ja!" versetzte der Franz mit schmerzlichem Lächeln. „Ich denk' nur zu viel an ein neues, freies Vaterland."

Die beiden Leutlein schauten ihn an und sagten ihm dann, daß sie noch einmal vor ihrer Abreise bei ihm Abschied nehmen würden, darauf er entgegnete: „Thut's nur gleich — lieber gleich!“ Und als der Abschied vorbei war, und die Beiden die Gasse hinabgingen — da fühlte sich der Franz mit einem Male so kräftig, und als gerade wieder der Jubel und Pistolenknall laut vom Steinbruch herüberhallte, sagte er zu seinem Buben: „Geh' hinein, Franzl, zu der Marieagathe, und sei fein brav, bis die Mutter kommt!“

Und nachdem er das Kind noch einmal recht geschmatzt hatte, machte er sich auf den Weg nach dem Steinbruch und schlich, sich auf den Meterstock stützend, die Strasse hin über die Wiesen nach dem Steinbruch. An der Papiermühle war auf dem Wiesenthal ein gar lustiges Leben und Treiben, weil die Leute gerade in der Heuernte waren, Lieder und Juchzer hallten den Schloßberg hinauf oder in den Steinbruch hinüber, wo es selber laut und lustig herging. Um die alten Schloßmauern flogen schreiend die Sprinseln, wie die Thurmfalken bei uns heißen, und aus den Büschen an dem Mühlwerk flogen die Grasmücken lustig in die Höh' und jauchzten mit den fröhlichen Leutlein, während eine lärmende Bubenschaar nackt in dem Ablaß des Klingbaches herumsprang. Der Franz pries den Einfall heute auszugehen glücklich.

An dem Brückensteg der Papiermühle begegnete ihm die dicke Schreinerin mit dem kleinen Mägdlein an der Hand, indem sie von ihren Leuten im Wiesenthale heimkehrte. Sie wäre am Ende, wenn auch mit schwerem Herzen, an ihm

vorübergegangen, wenn nicht das kleine Bäbele ihr zugerufen hätte: „Mutter, sieh doch den Maurerfranz! Ist er denn krank, weil er so gebückt und langsam geht?!"

Da schämte sich die Schreinerin doch, als sie ihren verläugneten Tochtermann, der einst ein so sauberer, großer und starker Mensch gewesen, jetzt so leidend und herabgekommen sah. „Guten Abend, Franz!" sagte sie und ihre Augen wurden roth. „Das Kind muß von heut' an Vater zu Dir sagen! Ja, sieh Bäbele, der Franz ist Dein Vater!"

„Ich dank' Euch, Schwiegermutter, ich dank' Euch!" sagte der Leidende. „Komm' einmal, Mädele, zu Deinem Vater!" Und damit hob er das Mädchen, so gut er konnte, zu sich auf und küßte sein Kind, das ihn recht lieb streichelte und schmatzte. Da konnte sich die Schreinerin nicht länger halten, fieng an zu weinen, und indem sie mit der Schürze die Augen verhüllte, sagte sie: „Ach, mein Gott! Warum habt ihr euch nicht gehalten, Franz! Aber ich will Dir jetzt keine Vorwürfe machen — es soll Alles vergessen sein — es soll Alles besser werden! Ich will deßwegen schon hinter den Alten rücken. Aber wo willst Du denn so krank hin? Daß das nur die Bäbele leidet?!"

„Das Bäbele ist über Feld!" sagte der Franz. „Aber, 's geht schon, Schwiegermutter!"

„Nun heut' Abend komm' ich zu euch ein Bislein herauf, gelt Franz!" sagte die Alte und ging, indem sie ihm noch sagte: „Du solltest eher heimgehen, als in den Steinbruch: 's ist heut' Kannstag, und da passirt gerne Etwas!"

Aber der Franz ließ sich nicht aufhalten und ging mälig

den Weg in den Steinbruch hinauf, wo er mit Jubel und herzlichem Willkommen empfangen wurde, denn sie hatten ihn gerne und Jeder wollte ihm das Trinken zubringen.

„Nun, nun!" sagte er abwehrend, nachdem er einmal getrunken hatte, „macht's nur nicht zu arg! Ich verlier' ja den Athem!" Und dann setzte er sich nieder und sah auf Dorf und Thal hinab und auf's Schloß hinauf, und schaute seine guten Ka raden an, und überall war Lust und Leben. So schön hatte er's im Steinbruch nie gefunden. Seine Arbeiter waren eben beschäftigt, einen großen Steinblock wegzuräumen. Es ging hart her und einige riefen: „Her, was Händ' und Füße hat, und helft!" Da vergaß sich der Franz und griff auch an. — „Du nicht, Franz!" rief man ihm zu — aber er wollte mithelfen und half den Stein emporheben. In selbem Augenblick aber schlug der Stein um und das ganze Gewicht desselben lag auf dem Hebebaum, den der Franz handhabte. Sonst wäre ihm das ein Spaß gewesen, jetzt aber war es anders — der Hebebaum fuhr ihm auf die Brust — und dort lag er ohnmächtig und aus Mund und Nase floß das Blut, unter dem heftigsten Jammer und Schreckensgeschrei der Andern. Auf einer Tragbahre trug man ihn heim, unter dem Zulauf der arg bedauernden Leute aus dem Thale und Dorfe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jener Abend war gar schön — die Sterne blinkten schon hie und da über dem Schloßberge und die „Kannsvöglein" schwärmten mit ihrem bleichen Schimmer an den Weidenbüschen am Bache hin, als das Schreinerbäbele mit

bangem Herzen über die Wiesen heimwärts eilte. Sie horchte den Glockenklängen vom Kirchthurme (es läutete ja „Zeichen“ und mußte Jemand gestorben sein), während ihre Augen auf das Licht gerichtet waren, das drüben aus dem Hause, das sie bewohnte, schimmerte. — Eine Viertelstunde darnach schimmerte noch immer das Licht in der bekannten Stube, und wer zum Fenster hineinschaute, sah dorten um die Leiche des braven Maurerfranz das arme Schreinerbäbele in unsäglichem Weh mit ihren kleinen Kindern stehen. Aber noch andere stehen dabei in großem bitterem Schmerz und Herzeleid — der Schreiner und die Schreinerin, und des Todten kranke Schwester. Sie alle schweigen lange und können nur weinen — endlich aber fängt der Schreiner mit zitternder Stimme an: „Komm Bäbele, und sei jetzt ruhig! Komm mit Deinen Kleinen zu uns — wir wollen Alle zusammen helfen, daß es wenigstens an seinen Kindern gut gemacht wird. Komm, Bäbele, Du auch Marieagathel — kannst jetzt auch noch 'was Gut's brauchen, wenn Du so ganz allein noch in der Welt stehst. Hör' jetzt auf zu weinen, Alles soll vom Schreiner wieder gut gemacht werden!“ — —

Des Mehlems Michel half den guten Franz mit auf den Kirchhof tragen. Dorten liegt er zwischen seinen Geschwistern und Eltern. Auch seine arme Schwester, das Marieagathel, liegt dabei. Sie hatte noch bis zu ihrem Tode in des Schreiners Haus gute Pflege.

Alle Tage kommt das Schreinerbäbele hinauf, die Grasröselein und weiße Rosenstöcke auf dem Grabe mit Wasser und Thränen zu begießen. — Sie hat es jetzt zwar gut in

ihrer Eltern Haus — ihr Vater ist der mildeste Mann geworden gegen sie und ihre Kinder — aber ihr Franz, ihr theurer, lieber Franz — der ist todt! —

Du armes Schreinerbäbele!



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Berichtigung.

Seite 190, Zeile 19 v. o. lies batt' statt bitt'.

5

18 6 2
12
86

243 4
24
3

47 { 3
3
2
3 30
24 18
2
30 34
125 85
112

10 48
10 48
2 42
2 18 138
12
18
24

